

75-37/28

Lebenserinnerungen von

Friedrich von Bezold

geboren am 26. Dezember 1848 zu München, gestorben am 29. April 1928 zu

Bonn (Rhein).

(Griechisches Leitwort, leider nicht zu entziffern).

Dieses leichteste Los ist mir nicht gefallen. Ich wurde, wie alle meinesgleichen, bestimmt geboren zu werden und wie nicht alle auch noch dazu verurteilt, die Folgen dieses gefährlichen Experiments so lange zu erproben, als es meine keineswegs reichlich besessenen Kräfte zu leisten vermochten. So bin ich zu meiner eigenen Verwunderung rascher, als ich gedacht hatte, bis an die Grenze des sogenannten biblischen Alters gelangt. Die Spanne meiner Werke und Tage nähert sich ihrem Abschluss, und ich kann nur wünschen, dass es mir erspart bleiben möge, ein noch tieferes Herabsinken unseres schwer niedergeworfenen Vaterlandes zu erleben. Die Sonnenarmut des deutschen Klimas lastet mehr als je auch auf unserer Geschichte. Umso mehr bewegt mich der Gedanke, vor dem baldigen Abschied für die Meinen ein Erinnerungsbild zu entwerfen, in dem trotz aller Barockung die wechselnden Lichter doch nicht ganz fehlen dürfen. Mag ein solches Rückwärtssehen noch so trügerisch sein, ohne jede Illusion wäre das menschliche Dasein überhaupt nicht ertraglich, Sie kann die verschiedensten und widersprechendsten Formen annehmen, aber sie ist der ungeheuren Einsamkeit des Einzelnen unentbehrlich. "Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Im ewigen Flusse aller Dinge wird das Heute unmerklich zu Vergangenheit. So will ich mir selber zur Erinnerung werden, und damit die Schatten meiner kleinen Schicksalswelt heraufbeschwören. Ob ich noch genügend Blut besitze, um sie zum Reden zu bringen, steht dahin.

Meine Geburt fällt in die Gewitteratmosphäre des Jahres 1848, um die Zeit der Wintersonnenwende, am 26. Dezember, erblickte ich, wie man zu sagen pflegt, das Licht der Welt in einer Mietswohnung der Münchener Barerstrasse, als erster Sprössling aus der Ehe des bayrischen Oberkonsistorialrats Gustav von Bezold mit Luise Mayer, der Tochter eines Wallensteinischen Vornehmen. Von vornherein war ich dem männlichen Geschlecht zugeweiht,

humanistischer und Protestant von väterlicher und mütterlicher Seite her in den Traditionen der gelehrten Berufe und ausserhalb alles geschäftlich-bürgerlichen Lebens eingestellt. Die militärische Laufbahn, der sich verschiedene Väter zugewendet hatten, durfte schon angesichts meiner schwachen Körperbeschaffenheit für ausgeschlossen gelten, besass aber auch in unserm engsten Familienkreise keinerlei Sympathie. So schien ich zunächst für das humanistische Gymnasium prädestiniert zu sein. Dabei machte sich allerdings frühzeitig eine vom Vater ererbte künstlerische Neigung bemerklich. Ich muss aber, um die Bedeutung von Herkunft und Umgebung für meinen Lebensgang möglichst klar zu stellen, weiter ausgreifen und zuerst, ehe ich auf die eigene Person zu sprechen komme, die Doppel-erbschaft des Bluts zu charakterisieren suchen, die mir auf die Wanderung mitgegeben worden ist. Nicht Selbstüberschätzung bestimmt mich hierzu; der Belanglosigkeit meines Ich bin ich mir vollkommen bewusst. Aber die Meinigen, für die allein diese Aufzeichnungen gemacht werden, haben noch an der Erbschaft mitzutragen und mögen vielleicht ein Gedächtnis der Liebe und Dankbarkeit weiter bewahren, die mich von jeher ganz überwiegend an meine mütterliche Familie gebunden hat. Mein Vater entstammte einem alten Rotenburger Geschlecht. Ziemlich spärliche Mitteilungen seiner ungedruckten Selbstbiographie sind fast das einzige Material, das mir für die Geschichte der Bezolds zur Verfügung steht. Sie wird hoffentlich in unserm Vetter Rudolf ihren Historiker finden. Das sogenannte Familienbuch, das aus dem Besitz meines Grossvaters unglaublicher Weise nicht an den ältesten, sondern an den jüngsten Sohn Wilhelm und dann an dessen Sohn Oskar überging, ist nur eine Abschrift des Originals; wohin dieses nach dem Ableben seines Eigentümers, des verstorbenen Münchener Ohrarztes Friedrich Bezold gekommen ist, weiss ich nicht zu sagen. Das Gedenkbuch enthält übrigens Mitteilungen zur Geschichte der sämtlichen ratsfähigen Geschlechter, nicht nur der Bezold, die schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts in der Uffenheimer Gegend nachweisbar, 1478 das Bürgerrecht zu Rotenburg ob der Tauber erwarben und seither als Ratsmitglieder und wiederholt auch Inhaber des Bürgermeisternamts eine angesehene Stellung in dem Patriziat der Reichsstadt behaupteten.

Der Wappenbrief, den Hans Bezold am 27. September 1591 von Kaiser Rudolf II. erhielt, scheint an ihrem durchaus bürgerlichen Dasein nichts verändert zu haben. Einer der Ihrigen spielt bekanntlich als Bürgermeister seine Rolle in der legendär ausgeschmückten Ueberlieferung von der Einnahme der Stadt durch Tilly, ist aber nicht der Held des noch heute im Festspiel verherrlichten Meistertrunks. Im späteren 17. Jahrhundert wenden sich dann die Bezolds dem geistlichen Berufe zu; auf einen städtischen und einen ländlichen Pastor folgt der 1759 geborene Mediziner (Stadtgerichtsarzt) Friedrich Gustav, von dem die beiden heute noch bestehenden Linien der Familie ausgehen. Er selbst hatte sich die Lebensgefährtin aus dem Kreise der städtischen Geschlechter geholt, der kleinen und überlebendigen Sophie Herrenbauer ist es wohl zuzuschreiben, dass die unmittelbare Nachkommenschaft des städtischen Mannes ein merkliches Sinken der Statur aufwies. Mit ihm gewann der Rufname Gustav für die nächsten Generationen eine bevorzugte Anwendung, während seine beiden Söhne noch als Nebennamen den seither wieder verlassenen Daniel führten. Der Name Friedrich, der sich im 19. Jahrhundert mehrfach wiederholt, weist ebenfalls auf den Stadtgerichtsarzt und seinen geistlichen Vater zurück. Ob der musikalische und künstlerische Zug, der sich in der Familie lebendig erhalten hat, erst durch Friedrich Gustav heringekommen oder schon früher vorhanden gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen. Sein Sohn Daniel Gustav, der Begründer der sogenannten älteren Linie, mein Grossvater, und dessen Bruder Johann Daniel führten dann durch ihre völlige Loslösung von der alten reichsstädtischen Heimat eine entscheidende Wendung der Familiengeschichte herbei. Daniel Gustav, zu Rotenburg am 12. Januar 1782 geboren, ergriff, soviel ich schon kann, zum ersten Male seit dem 1698 verstorbenen Vorfahren Georg Christoph wieder den juristischen Beruf. Nach seiner Ausbildung auf den Hochschulen zu Leipzig, Landshut und Würzburg trat er, als der Reichsdeputationshauptschluss 1803 den Fortbestand fast aller freien und Reichsstädte ein Ende gemacht hatte, in den bayrischen Staatsdienst. Auf eine mehrjährige Tätigkeit beim Generalkommissariat in Bamberg folgte 1808 seine Ernennung zum Kreisrat in Ansbach. Da auch sein jüngerer Bruder Johann als Arzt sich später ebenfalls dort sesshaft machte, verlegt sich die Zukunft des Familiendaseins

zunächst in diese ehemalige Residenz der markgräflichen Hohenzollern, die ganz vor kurzem noch dem preussischen Staat angehört hatte. Zugleich wurde die alte protestantische Tradition des reichsstädtischen Geschlechts durchbrochen, indem mein Grossvater im Jahre 1808 sich mit einer Katholikin, der Tochter des früheren fürstbischöflich-bambergischen Hofkammerrates Georg Boverl verheiratete. Sie schenkte ihm 12 Kinder, von den 7 die 1827 zu Ansbach an einer Entbindung verstorbenen Mutter überlebten. Die Söhne sollten in der Religion des Vaters, die Töchter katholisch erzogen werden. Infolge einer so zahlreichen Nachkommenschaft gestaltete sich die Ansbacher Zeit zu einer harten Probe der äussersten Einschränkung, bis 1829 die Berufung meines Grossvaters in den Ministerialdienst mit der Uebersiedlung in die Hauptstadt auch eine wesentliche Verbesserung der Lebenslage brachte. Er hat dann Jahrzehnte hindurch als Ministerialrat im Ministerium des Königlichen Hauses und des Aeusseren seines Amtes gewaltet. Beim Eintritt in den Ruhestand wurde er durch Verleihung des Titels eines Geheimen Rates ausgezeichnet. Vor der Uebersiedlung in die Hauptstadt hatte er 1829 eine zweite Ehe mit der Rotenburgerin Sabine Albrecht geschlossen, aus der noch 3 Kinder hervorgingen. Sein Bruder Johann, der im Jahre 1855 als Kreismedizinalrat zu Ansbach starb, war gleichfalls zweimal verheiratet, zuerst mit einer geborenen Boverl, von deren Familie noch weiterhin die Rede sein wird, und dann mit Julie Frommüller. Die Zahl seiner Kinder belief sich auf 14. Diese hohen Ziffern sind bei den späteren Stammhaltern der Familie ausser Übung gekommen und würden unter den heutigen Verhältnissen einen geradezu erschreckenden Charakter tragen. Gewisse Degenerationserrscheinungen sind in der Münchener wie in der Ansbacher Linie nicht ausgeblieben, sollen aber hier nicht zur Erörterung kommen. Jedenfalls stand die Nachkommenschaft meines Grossvaters in ihrer Leiblichkeit hinter den Ansbachern weit zurück; diese erfreuten sich alle mehr oder weniger jener Gabe, die der alte Homer als "Schönheit und Grösse" seinen bevorzugten Menschen sozusagen zur Pflicht macht. Die Münchener begnügten sich mit einer zuweilen fast unerlaubten Kleinheit des Wuchses und manche von ihnen mit der ohne Zutun der Grazien ausgearbeiteten Bildung ihrer Gesichtszüge und Bewegungen auf die schiefe Ebene des Grotesken. Dafür hat dieser ältere Zweig

verschiedene in Staatsdienst und Wissenschaft wohlbekannte Namen aufzuweisen, wogegen die jüngere Linie einen Reichsgerichtsrat, den genialen leider früh verstorbenen Physiologen und bei ihren starken militärischen Neigungen sogar einen Generalmajor aufführen kann. Beiden blieb zunächst das Gepräge ihrer fränkischen Herkunft und Familienverbindung bewahrt, bis allmählich durch Heirat auch schwäbischer und bayerischer Einschlag hereinkam und vor allem die neue Konzentration des Staates in München sich geltend machte. Die Aufnahme norddeutscher Frauen in den Bezold'schen Kreis ist auch heute noch eine Seltenheit geblieben.

Mein Grossvater ist mir in deutlichster und freundlichster Erinnerung. Bei meiner Geburt stand er freilich bereits im 66. Lebensjahr, und so habe ich ihn nur als Greis vor Augen, in gebückter, fast gekrümmter Haltung, bei meinen Kinderbesuchen fast immer im Schlafrock und Hauskappchen, manchmal die Geige spielend oder mit seiner Kupferstichsammlung beschäftigt, die er mir gern zeigte. Für meine Person habe ich nur Gutes von ihm erfahren. Ehrwürdig, aber nicht ehrfurchtgebietend steht er vor mir. Er hatte ein heiteres Gemüt, ohne des cholerischen Zugs seiner Mutter ganz zu entbehren. Es wurde oft erzählt, dass er auf der Strasse schnellfahrenden Wagenlenkern, diesen "Kujonen", wie er sie nannte, seine volle Ausrüstung nachgeschleudert habe. In seiner Jugend war er, wie er selbst mit Gemütsung berichtete, ein guter Reiter gewesen. Von seiner amtlichen Tätigkeit fehlt mir jede Kenntnis; ich erinnere mich nur, dass mein Onkel, der nachmalige Staatsrat von Mayer, der später im gleichen Ministerium diente, mit grösster Anerkennung von der Feinheit der Durcharbeitung in den von ihm verfassten Schriftstücken sprach. Dass er als Mitglied der höheren Bürokratie durchaus zu seiner Regierung stand, bedarf kaum der Erwähnung. Ob die Erneuerung des 1591 erworbenen, aber nachmals nicht geführten Briefadels ursprünglich von ihm oder etwa von seinem Bruder angeregt worden ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls hat er es nicht verhindert, dass, nachdem sein Vater 1828 und seine Mutter 1833 gestorben waren, der alte Rotenburger Familienbesitz mit allem Zubehör von Büchern, wissenschaftlichen Instrumenten, Waffen und Kostümen der Vorfahren in unverzeihlicher Weise verschleudert wurde. Zu dieser Behandlung wort-

voller Ueberreste steht die 1841 erreichte Eintragung in die bayrische Adelsmatrikel in einem unerfreulichen Gegensatz. Adel ohne Grundbesitz ist und bleibt ein Unding. Friedrich Gustav mit seinem schönen Patriziorhaus in der Herrengasse und seinen Weinbergen stand noch ohne "von" auf historischem Boden, für dessen Räumung die kümmerliche Partikel keinen vollwertigen Ersatz bieten konnte. Ein Teil seiner Enkel mochte sich noch des grossväterlichen Sitzes und Verkehrs erfreuen; mein Vater gibt davon eine anmutige Schilderung. Aber schon in der zweiten Generation gewann die Niederlassung in Aasbach und dann in München die Oberhand über die mehr und mehr verblasenden Rotenburger Erinnerungen. Ich selbst habe die jetzt weit berühmte Stadt nur zweimal flüchtig geschaut, zuerst in meinen jungen Jahren mit zockfrendigen Genossen, dann während des Weltkrieges als alter Mann in Gesellschaft eines Bonner Kollegen. Es war jedes Mal wie die Berührung mit einem Traumland, aber nichts verband mich mehr persönlich mit dieser schönen Vergangenheit.

Für die Münchener Jahre der Familie sollten nicht nur die veränderten Lebensverhältnisse, sondern auch die Folgen der zweiten Heirat meines Grossvaters eine massgebende Bedeutung erlangen. Seine erste Gattin Eva Boverl war nach den Worten meines Vaters "eine schöne blonde Frau von heiterem liebenswürdigen Wesen". Ihre Nachfolgerin Sabine Albrecht, geboren 1804, vermählt 1829, übernahm die schwierige Aufgabe, sich mit den Kindern aus erster Ehe einzuleben, von denen vier bereits ganz oder halbwegs erwachsen waren. Diese an sich für eine junge Frau nicht leichte Lage wurde noch komplizierter, als ihre eigene Ehe weiteren Zuwachs brachte. Damit gewannen fast mit Notwendigkeit für die Mutter ihre leiblichen Nachkommen den Vorrang vor den Stiefkindern. Und die kluge und ehrgeizige Rotenburgerin war ebenso fest entschlossen, diesem natürlichen Zug zu folgen, wie sie alles aufbot, um die neue Münchener Stellung ihres Gatten auch gesellschaftlich auszubauen und zur Geltung zu bringen. Ihr erster Sohn Theodor überlebte seine Geburt nur wenige Monate (1831). Dagegen erhielten sich Wilhelm (geboren 1837), der nachmalige Berliner Meteorologe, und Marie (geboren 1841), bei deren Geburt mein Grossvater in 59. Lebensjahr stand. Meine Stiefgrosnmutter hatte nichts

von dem unbefangenen und manchmal etwas naiven Wesen der Familie, in die sie eingetreten war. Sie verkörperte vielleicht jene strengere Art altreichsstädtischer Lebenshaltung, die auf Wahrung hergebrachter Umgangsformen den höchsten Wert legt. Noch im Alter war sie eine stattliche Erscheinung, sehr aufrecht im Gang und bei aller Schärfe immer gemessen im Ausdruck. Nach meiner allerdings recht dunklen Erinnerung stand ihr kühler und berechnender Charakter zu der gutnütigen Art der "Albrechts-Grossmutter" und der an den Kupferstecher Poppel verheirateten Schwester in einem entschiedenen Gegensatz. Jedenfalls brachte sie es fertig, auch die älteren Stiefkinder mit ihrem Eintritt in die Familie auszusöhnen; sie schlossen sich an die neuen kleinsten Geschwister mit einer Herzlichkeit an, die von diesen in späteren Jahren nur sehr unvollkommen erwidert werden sollte.

Mein Vater, am 28. November 1810 in Ansbach geboren, verbrachte seine Kindheit und erste Jugend unter dem Druck der oben berührten engen Verhältnisse des dortigen Bausias. Dies hinderte ihn aber nicht, einen so fröhlichen Optimismus in sich zu entwickeln, wie er mir nur selten vorgekommen ist. Körperlich war er, nach seinem eigenen Ausdruck: eine "grazile Natur", nicht so muskulkraftig wie sein jüngerer Bruder Rudolf, doch ebenfalls kurz und breitschulterig gebaut und von grösserer Zähigkeit, wie ja überhaupt die meisten Nachkommen meines Grossvaters, ohne seine ungewöhnliche Lebensdauer zu erreichen, immerhin recht ansehnliche Jahresziffern aufzuweisen haben. Mein Vater wuchs also in Ansbach auf, in einer Luft, die noch sehr merklich mit Elementen der erst seit kurzen verschwundenen preussischen Herrschaft durchsetzt war. Die verblichene Pracht des Markgrafenschlosses und der Promenaden wies auf eine ältere, wenn auch nicht schönere Zeit zurück. Aber die Ansbacher, seit langen gewohnt, sich als die eigentliche Quintessenz des protestantisch-fränkischen Schlags zu fühlen, wie dies auch die Bayreuther oder Erlanger ihrerseits empfanden, Nürnberg war wieder eine kleine Welt für sich. Ansbach durfte sich rühmen, durch den Dichter Uz einen bescheidenen Platz auf dem deutschen Parnass besetzt zu haben. Der bedeutendste Sohn der Stadt war aber im beginnenden 19. Jahrhundert der feine und vorsichtige preussische Minister Altenstein. Und Hardenbergs fränkische Vor-

waltung stand in bestem Gedächtnis. Trotzdem habe ich an meinem Vater nie eine Spur jener Vorliebe für Preussen bemerkt, wie sie in der Familie meines Ansbacher Urgrossvaters Schäfer doch gelegentlich hervortrat. Ebenso wenig hat er nachmals den Eindruck des Fremdartigen ganz überwunden, den auf den geborenen Franken die altbayrische Umgebung machen musste. Fürs Erste verwuchs er ganz mit seiner Heimat und ihren weiteren Umkreis. Die grossalterlichen Häuser in Rottenburg und Bamberg standen dem Besuch der Enkel gastlich offen; in der alten Bischofsstadt empfing auch der Bruder des Grossvaters Boveri, der frühere Prior des Klosters auf dem Michaelsberg, ihren Besuch; nach den Worten meines Vaters "ein echtes Muster eines jovialen Ordensgeistlichen", musikalisch und kunstsinnig. Auch der Landrichter Abbert Boveri in Uffenheim, der nacheinander zwei Töchter des Rottenburger Grossvaters Florontine und Euphrosyne heirathete, durften die Knaben öfters besuchen. Wenn sie das alte Rottenburg "von innen und aussen kannten", so wurden sie durch die Boverische Verwandtschaft auch in Bamberg und in der Maingegend heimisch. Bei Staffelstein hatte der alte Boveri ein Landgut und in Marktbreit sahen sie zum ersten Male einen schiffbaren Fluss. In Ansbach selbst pflegte die Familie einen anregenden Verkehr mit den Kreisen der Beamtenschaft, der Geistlichkeit und des Gymnasiums, das eines ausgezeichneten Rufes genoss. Celebritäten wie der Kriminalist Feuerbach und der boshafte Ritter von Lang erhoben sich über den Durchschnitt der kleinstädtischen Bildungsschicht. In besonders nahe Beziehungen traten die Bezolds zu der Familie Bayer, die zugleich mit ihnen seit 1821 und dem Haus des Gymnasialdirektors Schäfer verschwägert, später in München ein bedeutendes Element unseres gesellschaftlichen Verbandes darstellen sollten. Bei grosser Einfachheit des äusseren Daseins hatten diese Häuslichkeiten des gebildeten Mittelstandes sehr vielseitige geistige Interessen; überall wurde musiziert und namentlich gedichtet, denn die eigene Versorgung des poetischen Bedürfnisses für Fest- und Gedenktage verstand sich ganz von selbst und die Kinder mussten sich frühzeitig daran gewöhnen, in gebundener Rede ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, wie es z. B. zu Ehren der Rottenburger Grossalter festes Herkommen war. Mein eigener Grossvater sammelte nicht nur Kupferstiche, sondern widmete, angeregt durch einen Aschaffenburg Juristen Hof-

stetten, auch der damaligen Entdeckung der lang verschmähten Gotik eine lebhafteste Teilnahme. Darüber wurden aber die sogenannten Naturalien, Pflanzen und Mineralien, nicht verabsäumt. Der Zug zur Kunst und zur Naturwissenschaft hat sich dann besonders stark auf die beiden ältesten Söhne vererbt.

Trotzdem dachte der Grossvater nicht daran, solchen Lieblingsneigungen seiner Kinder bei der einfach von ihm verfügbaren Berufswahl irgendwie Rechnung zu tragen. Mein Vater, der Maler werden wollte, musste Jurisprudenz studieren; mein Onkel Rudolf, der mit Leidenschaft an der Naturwissenschaft hing, Theologie. Ein dritter Sohn, Ferdinand, wurde statt der von ihm ersehnten akademischen Ausbildung zum Kaufmann bestimmt; der vierte, Karl, ein Gegenteil aller soldatischen Eigenschaften, zum Militärarzt. Meinem Vater ist es allerdings geglückt, neben dem Aufstieg in die hohe Verwaltung doch an seinen Jugendtraum festzuhalten und sich ein geistiges Doppelleben zu schaffen, das den unermüdlich zeichnenden und malenden Ministerialrat zu einer besonders charakteristischen Erscheinung der Münchener Bürokratie werden liess.

Seine ungewöhnliche Begabung wäre wohl auf jedem Gebiet, auf dem er sich ernstlich heimisch machen wollte, zur Geltung gekommen. Mit einem scharfen Verstande verband sich bei ihm eine lebhafteste Neigung, alles zu ergreifen, was einer möglichst umfassenden Ausbildung seiner Fähigkeiten geboten wurde, und zugleich ein unerschütterlicher Lebensmut, der ihn bis in seine letzten Tage nicht verlassen hat. Das Gymnasium seiner Vaterstadt, schon in markgräflicher Zeit mit Sorgfalt gepflegt, stand im Zeichen des Neuhumanismus und besass in dem alten Rektor Schäfer, seinem geistvollen Nachfolger Bonhard und seinem Sohn Christian Schäfer Lehrer, deren eindrucksvolle Persönlichkeit den Schülern unvergesslich blieb. Mein Vater hegt die lebenswerte Berücksichtigung der Deutschen neben den klassischen Sprachen hervor. Eine der sog. Turnfahrten, die von den Gymnasiasten unternommen wurden, ging dem Gothischen Götz von Berlichingen zu Ehren nach der Burg Jagsthausen; mein Vater hat die Erinnerung an die landschaftlichen Eindrücke und auch an die berühmte eiserne Hand, die ihm gezeigt wurde, in einer Reihe von sauber ausgeführten Aquarellen festgehalten. Im Herbst 1823 führte ihn eine Reise mit seinem Bruder Rudolf und dem späteren Krinichisten Dollmann donauabwärts bis Passau und

von da südlich in die ganz neue Welt des Hochgebirges nach Salzburg, Berchtesgaden und Nordtirol, endlich in die bayrische Hauptstadt, die schon im nächsten Jahre die künftige Heimat seiner Familie werden sollte. Die erste Berührung mit den Alpen hat sich aber für sein ganzes späteres Leben als ein gar nicht mehr wegzudenkendes Element des Daseins entwickelt und behauptet.

Nun begann aber eine Zeit der reichsten Anregung mit dem Uebertritt in das akademische Studium. Die alte bayrische Universität Ingolstadt war schon lange vor ihrer Verlegung nach Landshut (1800) aus dem Fesseln der Jesuitenherrschaft gelöst worden, konnte aber erst seit der Uebersiedlung in die Hauptstadt (1826) einen erfolgreichen Wettbewerb mit den grösseren deutschen Schwesteranstalten aufnehmen. Unter der Aegide des nicht nur kunstbegeisterten, sondern auch klassisch feingebildeten und romantisch gerichteten Königs Ludwigs I. fand sich ein Kreis von wissenschaftlichen Führern zusammen, der den Vergleich mit der späteren Wandlung der Universität Berlin im Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nahelegt. Mein Vater, zum Juristen bestimmt, fühlte sich doch nach der guten Sitte jener Zeit getrieben, von den Möglichkeiten einer vielseitigen Ausbildung einen ausgedehnten Gebrauch zu machen. Das Fachstudium beschränkte sich in den ersten Münchener Jahren (1829-1831) auf ein paar Vorlesungen bei Puchta und dem geistvollen Nationalökonomem Herrmann, während das ganz überwiegende Interesse des akademischen Anfängers sich ~~dazu~~ der Philosophie und den Naturwissenschaften zuwandte. Er war ein eifriger Hörer Schellings, der aus seinem freiwilligen Erlanger Exil nach München zurückgekehrt, sich anschickte, die Geheimnisse seiner Philosophie, der Mythologie und der Offenbarung zu entschleiern, was ihm aber nicht recht glücken sollte. Daneben traten auch der Theosoph Baader und selbst Hegel in den Gesichtskreis des jungen Adepten. Viel stärker und dauernder wirkte auf meinen Vater die eifrige Beschäftigung mit der Naturwissenschaft. Weit mehr aber als die Kollegien von Schibert, Oken und Kobell bot ihm der persönliche Verkehr mit dem damals in München lebenden genialen Schimper. Um diese in der Forschung wie im Verkehr höchst originelle Persönlichkeit scharte sich ein kleiner Kreis von Wissensdurstigen, denen die Fachvertreter der Universität

nicht genug zu bieten schienen. Schimper zog die Seinigen, unter den mein Vater in ein wirkliches Freundschaftsverhältnis zu ihm trat, zunächst in den Bann seiner Pflanzenmorphologie, aber auch die neuesten Ergebnisse der Erdkunde, besonders das Problem der Vergletscherung, wurde zu einem Lieblingsthema dieser kleinen Gemeinde. Zu ihr gehörte mein Vater, der sogar an Schimpers vertrakter Poesie Gefallen fand, sein Bruder Rudolf, obwohl er auf väterlichen Befehl sich der Theologie zu widmen hatte, der Dichterphilosoph Melchior Meyr, der Botaniker Sandtner, der Philologe und Historiker G. M. Thomas u. a., wahrscheinlich auch der Franzose Secrétan, der damals in München hauptsächlich philosophischen Studien nachging. Letztere scheinen meinen Vater gelegentlich auch mit der von dem Schellingianer Beckers gegründeten Gesellschaft "Aula" in vorübergehende Berührung gebracht zu haben. Er verfolgte jedenfalls die von Schimper gegebenen Anregungen auch weiterhin und sucht sich nicht nur geologisch, sondern auch astronomisch nach Kräften zu orientieren. Wir haben später oft durch den schönen Frauenhofer'schen Teleskop, den er besaß, die leuchtenden Wunder des Sternhimmels, den Gürtel des Orion, die Mondgebirge oder die Ringe des Saturn betrachten dürfen. Dagegen kann ich mich nicht erinnern, bei meinem Vater ein Weiterleben mit der auf dem Gymnasium so sehr bevorzugten antiken Literatur und überhaupt ein lebhafteres Interesse auch für die neuere literarische Bewegung bemerkt zu haben. Er bedauert in seinen Erinnerungen, dass in seinen ersten Studentenjahren an der Universität von Vorträgen über Literatur, Kunst und deutsche Poesie keine Rede gewesen sei. Aber es herrschte in seinem Elternhause jedenfalls eine gewisse Atmosphäre der Nüchternheit, aus der ihn selbst sein unzerstörbarer künstlerischer Zug und eine früh entwickelte halb ästhetische, halb wissenschaftliche Liebe zu den Alpen herauszugeben vermochte. Noch in seiner ersten Münchener Zeit führte ihn eine gewaltige Fussreise wieder mit seinem Bruder Rudolf und Melchior Meyr zusammen durch die Tanern bis Triest und Venedig, dann über Südtirol bis in die schon stark verpöckelte Einsamkeit des Oetztales und endlich nach Bayern zurück. Die alpinen Eindrücke scheinen doch tiefer gewirkt zu haben als die erste Erschließung des Südens. "Wir zählten", schreibt er, "mit zu den ersten

Touristen, welche das Ostztal besuchten, und meine Reisebeschreibung machte in der Verwandtschaft die Runde".

Dass die Söhne meines Grossvaters keiner studentischen Verbindung beitraten, verstand sich beinahe von selbst, bei der Einfachheit der Lebenshaltung, die auch jetzt noch geboten war, und bei der schweren Ungunst der Regierungen, unter der die akademischen Farbenträger, nicht nur die Burschenschafter, damals zu leiden hatten; die Nachspiele der Julirevolution im deutschen Bundesgebiet erzeugten trotz ihrer Dürftigkeit eine neue masslose Reaktion; "man verfuhr", schreibt mein Vater, "übrigens zu hart, teilweise grausam, und erklärte überhaupt dem Idealismus den Krieg, ein Fehler der sich später rächte." Für ihn selbst besaßen offenbar die Erscheinungsformen eines solchen "für die gedeihliche Entwicklung staatlichen Lebens unbrauchbaren Idealismus" keinerlei Anziehungskraft. Er ist zeitlebens politisch ein Mann des Mittelwegs zwischen den unheilvollen "Metternich'schen Rezepten" und den modernen Umsturzideen geblieben. Seine in München kaum begonnene juristische Ausbildung holte er sich in Heidelberg an einer berühmten Fakultät; neben einem Stern erster Grösse wie Thibaut boten Mittermaier, Zachariä, Morstadt, Rosshärt, der Nationalökonom Rau dem künftigen Beamten Ziel und Richtung für sein Fachstudium. Er lebte sich zusammen mit seinem Jugendfreund Dollmann gründlich in die Pandekten ein, ^{un} von dieser gesicherten Basis aus das für die übrigen Gebiete seiner Wissenschaft notwendige "juristische Denken" sich anzueignen. Dabei entgingen die persönlichen Schwächen mancher Berühmtheiten seinem scharfen Blick für alles Lächerliche keineswegs; er fand, dass Zachariä und andere in dem Bemühen um Popularität bei den Studenten sich geradezu herabwürdigen konnten. Im ganzen fiel es ihm aber angenehm auf, dass hier zwischen Lehrern und Hörern ein "sehr ~~unfreundliches~~ befreundetes Verhältnis" die Regel bildete. In dem engen Kreis bayrischer Altersgenossen finden wir seinen Bruder Rudolf, der sich nach vielseitigen Anfangsstudien doch schliesslich für die Theologie entschied, Melchior Meyr, Dollmann, fränkische Landelente wie Leonrod, Bernhard. Dass sie sich als ihr "einziges Vergnügen" einen täglichen Kaffeebummel auf das alte Schloss gönnten, lässt uns in einfachste Lebensverhältnisse blicken. Die beiden Brüder waren von Haus aus auf einen Se-

Masterwechsel von je 250 Gulden gesetzt und kamen auch damit durch. Da liessen sich keine an Scheffels Lieder genahnende Heidelberger Erinnerungen sammeln.

Im Herbst 1832, nach München zurückgekehrt, sah sich mein Vater durch seinen Hauptlehrer, den Prozessualisten Bayer, vor die Frage gestellt, ob er nicht die Laufbahn des akademischen Dozenten betreten wolle. Mayer wurde zu diesem Vorschlag durch die überraschende Gewandtheit veranlasst, die der junge Teilnehmer an seinen praktischen Uebungen in der Beherrschung des Stoffs entwickelte. Aber die Dozentur galt damals für ein beinahe ebenso unsicheres Wagnis wie der Beruf eines Künstlers. Dieses Bedenken der "inneren häuslichen Verhältnisse", heisst es in seinen Aufzeichnungen, "bestimmte meinen Vater, mich den Staatsdienste zuzuweisen". Sein Freund und getreuester Studiogenosse Dollmann hat das Wagnis nicht gescheut und ist zum hochangesehenen und einflussreichen Universitätslehrer geworden. Für meinen Vater begann mit dem im Herbst 1833 abgelegten ersten juristischen Examen die regelrechte Abwicklung des Verwaltungsaufstiegs. Anstatt der Doktorhuts und Talars wurden β Schiffhut und Uniform die Symbole der Zukunft, an deren Horizont übrigens ein Minister- oder Präsidentenstuhl keineswegs unerreichbar erschien. Die vorbereitende Praxis für den Verwaltungsdienst erledigte mein Vater unter der Leitung seines Onkels, des Landrichters Boveri in Kissingen, wobei sich auch Gelegenheit zu einer gemeinsamen Fahrt nach Baden-Baden und Strassburg ergab. Als besonders instruktiv charakterisiert mein Vater die darauf folgende Praxis am Kreis- und Stadtgericht München. Die Feuerprobe des Staatskonkurses, dessen Stempel den bayrischen Juristen für Lebenszeit unverilgbar aufgedrückt wird, bestand er mit der zweiten Note, die erste liegt beinahe jenseits aller Erfahrung und wird, wenn sie doch einmal vorkommt, mit gutem Grund dem Gebiet des Wunderbaren zugerechnet. Nach dieser scharfsten Analyse ging es rasch vorwärts. Der Praktikant verwandelte sich in den Akzessisten und wurde bereits 1836 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern aufgenommen; dessen Chef, der geistvolle kavaliernässige Fürst Oettingen-Wallerstein, arbeitete am liebsten mit jungen Leuten, die nach einer Ausszerung des von meinem Vater zitierten Hardenberg gegen den Ritter von Lang sich besser "als geniale Köpfe" zu "Handlangern", zu bedingungslos ausführenden Organen

- 17 -
der ministeriellen Ideen eingegeben. Dieses Vertrauen auf die eigene Schaffenskraft führte nun bei Wallerstein zu einem "phantastischen und schwindelhaften Betrieb", vor dessen schädlichen Folgen mein Vater durch seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den nachmals berühmten und berühmten Herrn von Abel, bewahrt blieb. Eine Heiterkeit, wie sie dem Ministerialdienst sonst nicht eigen zu sein pflegt, schwebte über dieser sonderbaren Reformperiode. Der Fürst arbeitete gerne auf seinem Landsitz im Freien unter grünen Bäumen und freute sich nicht wenig, wenn ihm die Konzepte davongeweht und von den Hilfsarbeitern und Bürodienern in wilder Jagd wieder eingefangen wurden. Innerhalb suchte Wallerstein gegenüber dem zunehmenden Autokratismus Königs Ludwigs I. noch eine gewisse Fühlung mit dessen ursprünglicher konstitutioneller Richtung festzuhalten. Als er im Jahre 1837 vor seinem bisherigen Untergebenen Abel weichen musste, trat die volle Reaktion in Kraft. Mein Vater weist mit gutem Recht darauf hin, dass der damalige preussische Kulturkampf auch in Bayern eine volle Mobilmachung der ultramontanen Tendenten mit herbeigeführt hat. Für seine Person hatte er nicht unter dem Ministerwechsel zu leiden. Abel, der ihn die antliche Beschäftigung mit den für einen Protestanten peinlichen Streitfragen niemals zumutete, bewahrte dem erprobten Hilfsarbeiter sein volles Vertrauen. So gelangte er im Jahr 1838 zu der pragmatischen Anstellung als Ministerialsekretär II. Klasse, 1846 zur Stellung eines Ministerialassessors. Er besass die Gabe, sich in die Verhältnisse zu schicken und den Verkehr mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten leicht und angenehm zu gestalten. Selbst mit einem so verrufenen Exemplar bürokratischer Pedanterie, wie es der alte Generalsekretär von Kobell war, wusste er stets auf bestem Fuss zu bleiben. Dafür war er auch in seinem täglichen Umgang nicht inner wälerisch. Eine Zeit lang schien ihm die Gesellschaft eines alten Feinschneckers niederer Ordnung unentbehrlich geworden zu sein. Sein wirklicher Freund Uppler glaubte in diesen ungleichen Paar etwas wie Prinz Heinz und Falstaff zu erkennen. Jedenfalls begann mein Vater in seinem 36. Jahre, nachdem seine Beamtenlaufbahn wohl gesichert erscheinend durfte, ernstlich an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken und im Dezember 1846 verlobte er sich mit Luise Mayer, einer Tochter des Wallersteinschen

Konsulenten und Rentbeamten auf Schloss Harburg im Ries.

Hier muss ich mich zunächst der erfreulichsten Aufgabe zuwenden, einer Charakteristik des neuen Einschlags, der damit in das Bezold'sche Familiengewebe verwachsen und für mich selbst eine geradezu beherrschende Bedeutung gewinnen sollte. Meine liebe Mutter entstammte einer Vereinigung schwäbischen und fränkischen Blutes. Ihr Vater, Schwabe von Geburt, verband sich in zweiter Ehe mit einer Tochter des schon oben erwähnten Ansbacher Gymnasialrektors Schafer. Da trafen nun zwei sehr verschiedenartige Elemente zusammen. Echt jägerische und echt pädagogische Eigenart. Sie vertrugen sich vortüglich. Körperliche Rüstigkeit, Arbeitslust und ein mit sehr viel Humor gewürzter Lebensmut brachten die beiden Gatten mit. Innig verbunden in einer tiefen und doch niemals kopfhängerischen Religiosität. Mein Grossvater Johannes Mayer war durch die Schule einer stählenden Jugend und einer kinderreichen ersten Ehe gegangen. Geboren im Jahre 1785 zu Hohenaltheim im Ries, Sohn eines Öttingen-Wallersteinischen Hofkammerrats und Landforstmeisters, lebte er sich schon als Knabe in die hirsch- und holzgerichte Jägergewöhnung seiner Familie ein, sollte aber auf Wunsch des Fürsten wegen seiner ungewöhnlichen Begabung dem juristischen Studium zugeführt werden. Der Tod seines Gönners machte zwar diesen Plan zunichte, aber man sandte ihn doch auf das treffliche Georgikon des ungarischen Grafen Féstetics in Készthely. Bei seiner Rückkehr im Jahre 1805 fiel der stattliche junge Mann österreichischen Warboffizieren in die Hände und konnte nur mit Hilfe vornehmer Verwendung wieder frei gemacht werden. Nachdem er noch in der fürstlich schwarzbergischen Buchhalterei eine gründliche Einführung in das Rechnungswesen durchgemacht hatte, brachte ihn die 1806 eingetretene Mediatisierung des Öttingischen Hauses zuerst in die Domänenkanzlei und dann in das Kollegium der sogenannten Konsulenten, nach dessen Auflösung (1818) er für Lebenszeit die bescheidene, aber verhältnissmässig unabhängige Stellung eines Rentbeamten auf Schloss Harburg zugewiesen bekam. Sein Verhältnis zu der vorkundenschaftlichen Regierung und dann zu dem Fürsten Ludwig war das allerbeste. In seine Konsulentenzeit entfiel die Entsendung zum Wiener Kongress, wo er nach Kräften die Interessen des mediatisierten Kleinstaats wahren sollte und daneben eine Fülle von interessanten

Eindrücken und Erinnerungen an sich aufnahm. Dieser Lebensabschnitt erschien ihm nachmals stets als die Höhe eines Daseins, das seither in der Einfacheren, aber doch eines gewissen aristokratischen Zugs nicht entbehrenden Atmosphäre eines Schlossherrn verlief. Denn die alte ehemalige Feste des Deutschen Ordens wurde trotz der Ahnengruft von den modernen Trägern der Fürstenwürde immer seltener aufgesucht, und der "Herr Konsulent", welchen Titel er beibehielt, durfte sich fast ungestört seines romantischen Bergsitzes erfreuen. Mochte er sich in Rechnungswesen in allen Sätteln gerecht fühlen, so vergass der tüchtige Reiter und Pirschgänger ebensowenig seine waidmännische Jugend wie seine Bekanntschaft mit der Pussta. Die tiefste Befriedigung fand aber der warmherzige und fröhliche Mann in Kreis einer grossen Familie und zahlreicher Freunde, die der Gastlichkeit seines Hauses unermüdlich zusprachen. Schon mit 23 Jahren (1808) hatte er Wilhelmine Kiderlin heimgeführt, die Tochter eines österreichischen Reiteroffiziers und Stieftochter des wallarabaischen Präsidenten und dann bayrischen Ministerialrats Belli de Pino. Dieser Ehe entstammten acht Kinder, von denen vier am Leben blieben, ohne jedoch eine im Sinne der Familiengeschichte aufsteigende Linie darzustellen. Da sie in dem Dasein der folgenden Generation keine bemerkenswerte Rolle gespielt haben, sehe ich davon ab, sie näher zu charakterisieren. Persönlich gekannt habe ich nur eine der Töchter, Wilhelmine, die den Bezirksarzt Wintrich in Buchloe heiratete. Ich erinnere mich ihrer als einer sehr gutnütigen und mehr denn gesprächigen Frau, die ganz ausserhalb des bei uns üblichen Bildungsniveaus zu stehen schien. Die Gatten ihrer zwei verheirateten Töchter, Konstanze und Klementine, sind mir aus dem Gedächtnis verschwunden. Die jüngste Tochter, das Lorchchen, verkehrte gelegentlich in unserem Hause. Eugen der Sohn, hat eine gute Stellung in der höheren bayrischen Postverwaltung erreicht. Sie alle waren aber angekränktelt von der Verschrobenheit ihres Vaters, eines absonderlichen Philisteroriginals, dessen Briefe für uns eine Quelle der Erheiterung abgaben. Von den zwei Schwestern der Tante Wintrich starb Sophie nach langen Jahren im Irrenhaus. Adelheid schied sich durch ihre Lebensführung aus dem Familienzusammenhang. Ueber den Ausgang des einzigen Bruders Ferdinand, der eine Zeit lang in Griechenland diente, vermag ich

nichts Sicheres aufzufinden. Diese Nachkommenschaft meines Grossvaters liesse sich wohl ohne besonderen Verlust entbehren. Umso glücklicher schlug die zweite Verbindung aus, die er ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau (1821) mit Luise Schäfer einging. Dieser Einschlag aus den Regionen der Gelehrtenrepublik sollte bis über die nächste Generation hinaus wirksam werden. Mein Urgrossvater Johann Adam Schäfer, dessen Reliefporträt mich täglich in meinem Studierzimmer begrüsst und anspornt, war seines eigenen Glückes Schmied, ohne doch die oft so abstossenden Züge jenes Menschentypus anzunehmen, dem es ganz recht geschieht, wenn man ihn mit dem nicht deutschen, sondern angelsächsischen Titel eines "selfmademan" belegt. Der Wirtsohn aus Kadolzburg, geboren 1756, der als Knabe das Vieh gehütet und daneben Latein gelernt hatte, fand rechtzeitig Gönner, die ihn zum akademischen Studium verhalfen, aber die Kraft, unter harten Entbehrungen sich jahrelang durchzuringen, musste er doch aus sich selbst schöpfen. Sein Wunsch, in Göttingen Heynes Schule durchzumachen, liess sich freilich nicht verwirklichen. So blieb der Studiosus der Philologie und Theologie auf die markgräfliche Hochschule Erlangen angewiesen, um dann schon mit 22 Jahren (1778) als Inspector voran in die Verwaltung des Ansbacher Gymnasiums einzutreten, dem er bis in das höchste Alter, zuletzt als Rektor, den Reichtum seiner pädagogischen Begabung zugewandt hat. Oft genug hat er bei den bescheidenen Schulfestern seiner Anstalt die Pflicht des Festredners oder Programmatariums übernommen; dass diese Lebenszeichen eines höheren Unterrichtsbetriebs jederzeit in Druck auf Büttenpapier vorwölgt wurden, könnte uns Heutige wohl mit Neid erfüllen. Seine eigenen Lieblingsstudien galten dem jüngeren Plinius, dessen Briefe er auch (1802) ins Deutsche übertragen hat. Daneben bewegte er sich gern auch auf dem Gebiete der neueren nationalen Literatur und versäumte nicht, wiederholt gegen den Schaden der modernen "Romanen" und insbesondere gegen die unheilvolle Wirkung von Goethes Werther Verwahrung einzulegen; dabei liess er sich auch das Argument nicht entgehen, dass doch auch der Dichter durchaus nicht wie mancher seiner Leser daran gedacht habe, in Selbstmord Erlösung zu suchen. Noch seltsamer berührt was freilich die Harburg gewidmete Rede, worin der Ansbacher Konrektor am 9. Juni 1795 die

Segnungen des Baseler Friedens zu feiern hatte. "Friedrich Wilhelm der Herrliche, der Allgeliebte, der sich nur mit adeln und weisen Männern umgibt und seinen Ministern, die Lust und der Stolz unserer Herzen; mit adeln Neiden und hohen Entzücken werden ferne Jahrhunderte die grossen Namen noch nennen: Friedrich Wilhelm und Hardenberg." Zehn Jahre später erfolgte der Durchmarsch französischer Truppen durch Ansbach, der bald darauf zur Katastrophe Preussens und zum Uebergang der fränkischen Markgraftümer unter bayrische Herrschaft den ersten Anlass gab. Meine Grossmutter wusste sich aus ihrer Kindheit das Erscheinen der Grenadiere Bernadottes in ihrer Vaterstadt noch wohl zu erinnern; sogar ein munteres Soldatenlied vom "petit tambour". Gerne hätten die Töchter, als sich einmal die Gelegenheit bot, auch den gewaltigen Kaiser selbst zu Gesicht bekommen, aber der patriotische Vater erliess ein strenges Verbot. Uebrigens erklärte auch meine Grossmutter noch als alte Frau in München ausdrücklich: "Ich bin eine Preussin." Aus den Zeiten des Rheinbunds und des Befreiungskriegs finde ich nichts in meinen Familienspiere. Schäfer waltete unter allen politischen Wandlungen nach wie vor seines Amtes, zuletzt als Rektor. Im Jahre 1828 konnte er sein 50jähriges Dienstjubiläum begehen. Von der bayrischen Regierung wurde er durch Verleihung des Konsistorialratstitels ausgezeichnet; zu seiner philosophischen Doktorwürde kam noch die theologische Ehrenpromotion von seiten der Erlanger Fakultät. Er war nicht nur zum Lehrerd der Jugend, sondern auch zum Leiter eines grösseren Unterrichtsbetriebes wie geschaffen, eine imponierende Erscheinung, deren "freundlich-gebieterische" Art aus einer seiner Enkel geschildert hat, energisch, aber human, wie er sich seine Griechen und Römer dachte, dabei durchdrungen von einem Christentum, dessen Lebendigkeit nichts mit dem damals modernen Wiedererwachen pietistischen Ueberschwangs zu schaffen hatte. Als er einmal mit seiner Frau auf offnem Felde in ein schweres Unwetter geriet, und sie dem Zürnenden mit dem Hinweis tröstete: "Wir sind ja in Gottes Hand", erwiderte er rasch: "Das ist mir eben nicht recht". Wie gut sich ein solcher Humor mit einem gefestigten Glauben vertrat, davon habe ich an meiner Grossmutter wie an meiner Grosstante Hanne Steger, den echten Töchtern dieses Vaters, wahrhaft erfrischende Kundgebungen erlebt. Und der Vater

nahm es nicht übel, wenn einer der Seinigen die höchst aktive Beteiligung des ehrwürdigen Herrn an einer Familienlustbarkeit mit dem Versen besang:

"An seiner Tochter Hochzeitsfest
Tanzt dieser alte Priester.
Sagt's nicht zu Gad und Askalon,
Sonst lachen die Philister."

Dann bedichtet wurde im Hause Schäfer alles, was nur vorging, wobei der geistvolle älteste Sohn Christian auch den kleinsten Anlässen eine zierliche Seite abzugewinnen wusste. Dass dieser vielversprechende Erbe des väterlichen Wesens und Strebens, der Lieblingslehrer meines eigenen Vaters, schon so früh (1829) dahinscheiden musste, war wohl der erste ganz grosse Schmerz in dem innig verbundenen und sich des Lebens freuenden Kreise des Ansbacher Rektorhauses. Ueber Freud und Leid lag aber hier der Hauch jener aufrichtigen Begeisterung für das klassische Altertum, der dem deutschen Philologen vor hundert Jahren das Dasein erst ganz lebenswert erscheinen liess. Wenn der jüngste Sohn Karl in späteren Jahren die Zeit, die er in der Badewanne zubrachte, ex durch Rezitieren Horazischer Oden zu würzen pflegte, so wurden auch die Töchter des bedeutenden Scholarchen von diesem Geiste angeweht. Meine Tante Hanne imponierte mit noch als alte Frau mehr als einmal mit dem fehlerlosen Vortrag des Hexameters aus der Ilias:

"(in griechischen Buchstaben, leider nicht zu entziffern)"

Dass dabei die Erbauung an den Grossen unserer nationalen Literatur nicht verabsäumt wurde, versteht sich von selbst. Die Innigkeit dieses stets geistig angeregten Zusammenlebens hat die Mutter einmal in ihrem Brief an den zur Universität abgewanderten Sohn Karl ausgesprochen: "Mit Kindern und zwar mit braven Kindern, wie Ihr Gottlob seid, umzugeben, ist erst die Würze des Lebens". Sie war es, die oft genug "die etwas rasch und gewitterhaft einher-rauschende Zucht" des Vaters zu säuftigen verstand. Seine Strenge lebte aber weiter in dem jüngsten Sohn Karl, geboren 1799, der nach dem Tode des lebenswürdigen Christians allmählich in dessen autoritative Stellung unter den Geschwistern hinciwuchs und nach dem Ableben des Vaters (1840) wie ein natürliches Familienoberhaupt erschien. Es hob seine Stellung auch im engsten Kreise nicht wenig, dass er eine vertraute Jugendfreundschaft mit dem damals

in Bayern allmächtigen Minister von der Pfordten eifrig pflegte. Seine Korrespondenz, die er mit grosser echt humanistischer Sorgfalt behandelte, galt der Familie als Muster eines formvollendeten brieflichen Verkehrs und machte Schule zumal bei den beiden Söhnen Mayer, deren Schulzeit und Erziehung ohnedies grossenteils in den Händen dieses beherrschenden Onkels lag. Seit dem Tode des Konsulenten von Harburg (1851) war Karl Schäfer für seine Schwester Luise und die Ihrigen der sichere Mann, an dessen scharfem Verstand und festem Charakter man sich in jeder schwierigen Lage halten konnte. Er vermittelte auch die Berufung seines Neffen und Paten Karl in das Ministerium der Pfordten, und seine vorbildlichen Briefe wurden ohne Zweifel eine wertvolle Schule nicht nur für seine Neffen Christian und Karl, sondern auch für seine beiden Schwestern Luise und Hanne wie auch für meine Mutter, deren Briefwechsel noch für uns Heutige eine Quelle der Erfrischung und Erhebung darstellt und als ein rechter Zeitspiegel uns in das Seelenleben einer glücklichen deutschen Generation Einblick gewährt. Seine zuweilen kaustische Art vorgegenwärtigen ein paar Zeilen, die er an seinen Neffen Karl richtete, der sich bei ihm darüber beschwerte, dass der Onkel eine Kritik an ihm an den Schwager Böckh und nicht an ihn selbst gerichtet habe. Er lehnte den Vorwurf lakonisch ab: "Wenn ich über Dich an ^{Dich} ~~Böckh~~ schreiben will, schreibe ich an Dich. Wenn ich über Dich an Böckh schreiben will, schreibe ich an Böckh." Seiner straff aufgerichteten äusseren Erscheinung wandte er die gleiche Sorgfalt zu wie seinem brieflichen Verkehr. Diese Genauigkeit und Sauberkeit führte den alten Schulmann gelegentlich wirklich ins Pedantische, so wenn er während einer gemeinsamen Sommerfrische in Reichenhall meinen Eltern Unterricht in der von ihnen vernachlässigten Kunst des Rechnen erteilte, Wir Kinder fürchteten begreiflicherweise den strengen alten Onkel, der von der freundlichen und scharzhaften Art seiner beiden Neffen so unliebbar abstach. Es war, als steckte in dem trefflichen Latinisten selbst ein Stück von einem Römer. Jedenfalls lebte im Hause Schäfer ein Zug zu steigendem Ansehen und vorteilhaften Familienanschluss. Die älteste Tochter kam mit ihrer Bayreuther Heirat in die Sphäre der höheren Zivilverwaltung, eine der jüngeren, Charlotta, verband sich mit dem vielleicht glanzendsten Vertreter der theologischen

schen Jugend, dem nachmaligen Oberkonsistorialrat Böckh. In diesem gesellschaftlichen Aufstieg passte dann vortrefflich die Verheiratung meiner Mutter mit einem Münchener Ministerialassessor; seinen Abschluss erreichte er später in der staatsmännischen Laufbahn des Ministerialdirektors Karl von Mayer. Doch fehlt hier vollständig jedes Anpirschen an die Adelskreise und ihre Lebensgewohnheiten, wie es bei den Bezold'schen, zumal bei den weiblichen Familienmitgliedern nachmals bis zur Lächerlichkeit üblich wurde. Bei den Schaffer-Mayer blieb ein gesundes Bewusstsein ihrer natürlichen Zugehörigkeit zu der gut und einfach kleinbürgerlichen Schicht durchaus lebendig, allerdings ohne jede Fühlung mit dem wirtschaftlichen Bürgertum des Kontors und Ladens. Die Bürger in diesem Sinne waren eine uns nicht kongeniale Gruppe der Gesellschaft, ebenso wie die Adeligen, deren fragwürdiges Straßenfranzösisch schon genügte, um sie von den minderkultivierten Einwohnern der Residenz deutlich zu scheiden.

Eine viel tiefergehende Trennung schuf jedoch die stets zunehmende Uebersiedlung fränkischer Elemente, zumal der Beamtenschaft, aus den protestantischen Gebieten der Markgrafenländer und Reichsstädte in die unkatholische Atmosphäre der ooberbayrischen Residenz. Hier musste die Dynastie eingreifen. Die Birkenfelder Wittelsbacher hatten ja ihr evangelisches Bekenntnis der Politik geopfert, aber nach wie vor protestantische Prinzessinnen geheiratet. Da die Münchener Bürger sich weigerten, Ketzern Wohnungen einzuräumen, beherbergte König Max I. den Hofprediger seiner Gemahlin in den Räumen des Fürstenschlosses selbst. Als die Bezolds sich in München niederliessen (1829), war das gegenseitige Aneinandergewöhnen der feindlichen Bekenntnisse bereits im Gange, aber noch weit entfernt von Abschluss. Die Münchener Protestanten, eine höchst bescheidene Minorität, empfanden sich als in der Diaspora lebend, was bekanntlich das Bewusstsein enger Zusammengehörigkeit beträchtlich zu verstärken pflegt. Auch räumlich hielt sich die kleine andersgläubige Kolonie lange Zeit nachbarlich beisammen im Süden der Stadt zwischen Karlstor und Friedhof in der Umgebung ihres hässlichen Gotteshauses, dem der Volkswitz den Namen des "Speitträgerls" beilegte. Die hohen Staatsstellen aber wie die Pforten der Akademie und der Universität

öffneten sich mehr oder weniger widerstandslos dem Eindringen eines nicht-katholischen, meist fränkischen oder schwäbischen Zuwachses. Dagegen blieb es für den Nichteingeborenen noch lange Zeit eine ausserordentliche schwierige Sache, in die Häuslichkeit altbayrischer Bekannter Zutritt zu erhalten. Die ursprüngliche Sitte, dass der Gast sich Bier und Speisen aus dem Wirtshaus kommen liess und bar bezahlte, habe ich allerdings in den von mir besuchten Münchener Kreisen nicht mehr persönlich erlebt. Wir hatten auch an dem Verkehr mit der sich stets vergrössernden Schar der Verwandten Übergang zu tun und zu viel Ansprüche zu befriedigen, um noch an anderweitigen Zuwachs denken zu können. Viel Gutes und Interessantes ist uns dadurch entgangen. Von väterlicher und mütterlicher Seite, aus allen Windrichtungen wurden die Mitglieder der angeborenen oder angeheirateten Sippen in die Hauptstadt förmlich zusammengeweht. Trafen sie sich zu allen Ueberfluss auch noch auf ihren Sommerfrischen, so drohte die Masse der Bezolds, Bevers usw. manchmal den Charakter eines Hauschreckenschwarms oder einer Lawine anzunehmen.

Sie waren mit der Zeit konfessionell einheitlich geworden, die katholische Hälfte der Münchener Bezolds zum Protestantismus übergetreten. Die Konversion der drei Töchter meines Grossvaters, Florentine, Emma und Karoline, muss in der Münchener Gesellschaft Aufsehen erregt haben; im ganzen waren in den Zeiten König Ludwigs I. und Abolds die Uebertritte zum Katholizismus weit näherliegend und auch häufiger. Innerhalb der Familie trat jedenfalls eine fühlbare Steigerung des religiösen Lebens in seiner äusseren Betätigung nicht ein. Was von dieser Art auf mich einwirkte, kam ausschliesslich von der mütterlichen Verwandtschaft. Hier waren die Pfarrer keine Seltenheit: Ernst Schäfer, Friedrich Böckh, Faber, Steger, Christian Mayer, dazu der lebenslustige Pfarrer in Kleinsorheim Rudolf von Bezold. Vom eigentlichen Pietismus wie von Heugstenberg-Stahl'scher Orthodoxie war in diesen Kreisen wohl kaum zu reden. Aber die Abkehr vom "dürren" Rationalismus des 18. Jahrhunderts lag damals in der Luft, und im Nachlass der Schäfer-Mayer'schen Frauen fehlt es nicht an durchweg fromm ausgestatteten Stammbüchern wie in ihrer vertrauten Korrespondenz nicht an Tönen fester Gläubigkeit und unerschütterlichen Gottvertrauens. Wie sehr aber z. B. meiner Grossmutter alles Katholisieren zu-

wider war, zeigte sie, als sie nach der Einführung der Liturgie in den Gottesdienst der bayrischen Landeskirche immer eine Viertelstunde später zur Kirche ging, um die ihr anstössige Neuerung nicht mit angehören zu müssen.

Mein Vater aber war und blieb den grössten Teil seiner amtlichen Tätigkeit hindurch der Referent für die Angelegenheiten im Kultusministerium, nachdem seine höhere Laufbahn mit der Versetzung als weltlicher Rat in das Oberkonsistorium begonnen hatte, Ich wunderte mich als Kind nicht wenig, dass der Papa als Oberkonsistorialrat nicht auch Talar und Bäffchen anlegen musste. Der anerkannte Patriarch der Münchener Protestanten war übrigens auch kein Geistlicher, sondern der ehrwürdigste Laie Gotthilf Heinrich Schubert, den ich als Kind einmal mit den Eltern besuchen durfte. Das Entzücken über seine Reiseschilderungen konnte ich allerdings nicht teilen. Onkel Böckh war damals noch Beichtvater der Königin, über die er viel später nach ihrem Uebertritt zum Katholizismus das Urteil fällte: "Eigentlich war sie doch immer eine dumme Gans". Unser persönliches Verhältnis zu der alten Kirche konnte aber bei dem dauernden Zusammenleben kein bloss ablehnendes sein. Wohl wurden im Jugendunterricht die Unterscheidungslehren kräftig unterstrichen, und das Mitansehen eines Kultus, dessen reich entwickelte Symbolik uns ein Geheimnis blieb, liess wohl zuweilen ein lebhaftes Gefühl protestantischer Ueberlegenheit aufkommen. Meine Mutter freute sich bei aller Abneigung gegen ultramontanes und jesuitisches Wesen über jede katholische Aeusserung, die auf eine mögliche Annäherung der getrennten Glieder der Christenheit hinzuweisen schien. Sie erfreute sich namentlich an der Lektüre von Gossners Schriften. In der Verehrung für den grossen Benediktinerabt Haneberg durfte sie sich in voller Uebereinstimmung mit der Mehrheit ihrer Münchener Glaubensgenossen fühlen. Als Kinder sind wir mit den Dichtungen Clemens Brentanos und Pöccis aufgewachsen und von kirchlicher Architektur erlebten wir die stärkste Einwirkung in den Räumen der Basilika (Bonifatiuskirche), die über das katholische Mittelalter zurück in die einfachere Atmosphäre des Frühchristentums zu führen schien. Auf die Dauer konnte sich doch diese neuere Schöpfung nicht neben der endrückenden Macht der alten Frauenkirche behaupten. Ich erlebte noch den tiefen Eindruck, den es auf uns

Schulkinder machte, als der Boden des Freithofs um den Dom aufgedigelt wurde und die seit Jahrhunderten dort ruhenden Gebeine ans Tageslicht kamen. Im Inneren der Kirche prägte sich mir das prächtige Denkmal Kaiser Ludwigs des Bayern unvergesslich ein; an den Aussenwänden das Grabrelief eines gefeierten Organisten. Das glänzendste Schauspiel bot uns Kindern aber alljährlich die mit grossartigster Pracht begangene Fronleichnamsprozession. Wir durften sie vom Büro unseres Vaters aus ansehen, das zwei mächtige Fenster nach der Theatinerstrasse hatte, also eine ganz nahe und ungestörte Beobachtung ermöglichte. Wir waren mit der Mama auf Umwegen in den Hof des Ministeriums und von da in die Räume des ersten Stockes gebracht. Der Bürodienster, der uns einliess, brachte nachher auch die zur Feier gehörigen Beckwürste mit Getränk. Denn die bayerische Gemüthsfreudigkeit wollte an diesem höchsten Festtage alles vereinigt haben, was den Sinnen wohl tat. Und dem endlosen Zug fehlte nicht die Würze bunter Farbigkeit und historischer Erinnerungen. Zu Anfang schritten im Landsknechtsthum die Münchener Backereier, eine Auszeichnung wegen der von ihnen in der Schlacht bei Ampfing bewiesenen Tapferkeit. Das türkische Zelt, das einhergetragen wurde, brachte die Zeiten des Türkenkriegers Max Emanuel in Erinnerung. In den verschiedensten Farben ihrer Kutten und reich mit Muscheln geziert wallten die Bruderschaften der Pilger vorüber. Endlich nach den Scharen der sämtlichen Schulkinder, nach dem ganzen Kloster- und Weltklerus, der Universität in ihren Talaren, der uniformierten Beamtenschaft, zum Abschluss von Pauken und Trompeten angekündigt, im unmittelbaren Gefolge des Allerheiligsten, von Weihrauch umwallt, der König selbst mit seinem Hofstaat und den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden. Diese strahlende Gruppe, durch eine dünne Linie von Infanteristen des Leibregiments getrennt, von der nachdrängenden und Gebete mahnenden Rote von Gläubigen, in der die alten Weiber einen unheimlichen Prozentsatz abgaben, die kunstreiche Mannigfaltigkeit in der Entwicklung des abendländischen Christentums und Staatswesens konnte kaum wirklicher zur Anschauung gebracht werden. Dass dabei eine Zeit lang unter der Herrschaft Abels die zur Spalierbildung kommandierten protestantischen Soldaten so unparitätisch das Kalb bogen mussten, war freilich eine böse

Zugabe, die uns Kinder aber nicht weiter beschäftigte. Der Tag blieb auch für uns einer der frohesten im Jahre.

Zunächst muss ich einen Blick auf unsere Münchener Wohnungen werfen. Ich habe deren in 35 Jahren fünf erlebt. Geboren bin ich im Anfang der Barerstrasse zwischen Karlstrasse und Karolinenplatz im damaligen Hause des Klavierfabrikanten Biebar. Meine persönliche Erinnerung beginnt aber erst mit der nächsten Wohnung, die uns in die Schützenstrasse ganz nahe dem Bahnhof versetzte. Wir hausten bei einem Bäcker Gierisch im dritten Stock, der überhaupt unsere Normallage in München blieb, mit einer Ausnahme. Im Gedächtnis ist mir noch ein Eckzimmer mit vielen Kaktuspflanzen, ein Morgen, an dem ich zum Fenster geeilt war und die Mama mich wieder fortziehen wollte. Unten ging die letzte Fahrt eines zum Tode Verurteilten vorüber. Mich interessierte jedoch ganz und garnicht der arme Sünder, sondern nur seine stattliche Begleitung von Kürassieren. Unten uns wohnte der bei der bayrischen Kreisregierung angestellte Regierungsrat und spätere Regierungsdirektor Steiner, der einen Sohn Franz in meinem Alter hatte. Gegenüber von uns wohnte der Photograph Hanfstängl, damals schon eine Stadtberühmtheit. Unvergesslich wurde mir die Taufe meiner Schwester Flora (geb. 17. Januar 1852). Die heilige Handlung wurde von Onkel Böckh vollzogen, vernechte aber meine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; ich drehte ihm schliesslich, auf dem Bodensitzend, den Rücken zu und heftete meine Augen unverwandt auf den hinter mir stehenden Artillerieoffizier Hermann von Bezold, der seinerseits in die grösste Verlegenheit geriet. Nachher gab es, das blieb mir eben besonders unvergesslich, auch für die Kinder Gefrorenes, das ich mit meinem jungen Onkel- und Tantenpaar Wilhelm und Mariolo einnahm. Sonst erinnere ich mich nicht daran, dass zwischen uns ein näherer Verkehr stattgefunden hätte. Aus der Schützenstrasse entführte uns bald ein neuer Wechsel in die ruhigere und feinere Gegend der Sophienstrasse am Botanischen Garten in eines der Häuser des Tischlereisters Gantx, der diese ganze Region, auch die Arcestrasse, lebte und einen wohlbegründeten Ruf von Solidität und Grobheit besass. Der "Haseherr" wurde im damaligen München und noch lange weiterhin mit einer gemischten Empfindung von Respekt und Angst vor möglichen

Konflikten betrachtet. Gentz gehörte zur protestantischen Gemeinde und mit seiner Frau pflegte meine Mutter eine Art von freundschaftlichem Verhältnis. Man brauchte nicht weit zu suchen, wenn man auf Wohnungen von Verwandten stessen wollte. Da war vor allem ganz nahe im Eckhaus der Karl- und Barerstrasse die Wohnung des Grossvaters Bezold, der zeitlebens nicht mehr umziehen brauchte. Mit ihm hausten ausser der Stiefgrosnmutter die drei Töchter erster und die beiden Kinder zweiter Ehe; wir unterschieden die Marien unseres Kreises als das Bezolds, Poppels, Bevers Marielo. Das grosselterliche Haus brachte von Anfang an einen scharfen Misston in unsere Weihnachtsfeier.

Es bürgerte sich als Familienpflicht ein, dass wir nach unserer eigenen immer höchst fröhlichen Bescherung unsere Wohnung und die kaum in Besitz genommenen Geschenke verlassen und zu der für uns ganz kühlen und meist auch sehr mageren Feier in die Karlstrasse eilen mussten. Die ganze Stimmung war damit rettungslos totgemacht und noch heute ist mir diese Erinnerung schmerzlich, zumale sich gerade bei dieser Gelegenheit die übele Gesinnung der weiblichen Bezoldischen gegen meine Mutter in der kränkendsten Weise geltend zu machen pflegte. Auch mein Vater liess es sich mit einer mir unfasslichen Gekuld gefallen, nicht als der Stammhalter behandelt, sondern hinter dem kleinen Wilhelm als der eigentlichen Stolz der Familie zurückgeschoben zu werden.

Ganz entgegengesetzte Empfindungen lebten in uns Kinder auf, wenn wir uns so oft wie möglich der Behausung der wirklichen, der Harburger Grossmutter näherten, die nach dem Tode ihres Mannes (1851) nach München übersiedelt war. Sie lebte in den bescheidensten Verhältnissen, wusste aber aus dem Reichtum ihres Geistes und Gemütes Gaben zu schöpfen, die im Hause Bezold nicht zu holen waren. Eine unschätzbare Bereicherung ihres Münchener Daseins war es natürlich, dass die beiden Söhne Christian als Theologe und dann Karl als Jurist den grössten Teil ihrer beruflichen Ausbildung in der Hauptstadt durchzumachen hatten. Die Grossmama, von der wir immer nur Liebes und Gutes erfahren haben, wohnte zuerst in der Luitpoldstrasse bei einem Speditour Flossmann. Man kam dort hin durch den unglaublichen Engpass des Prichnairgässchens, später verzog sie in die Schillerstrasse zwischen Schwanthalenstrasse und Schombergasse. Die Zimmer waren hell und licht, die Möbel nicht

gedrängt, zu unserer Freude ganz unmodern, man konnte sich ungestört an chinesischen Figuren und an seltsamen Wachstuchmustern erfreuen. Und was gab es alles an Bildern und Büchern anzusehen! Alte französische Stiche zu Ovids Metamorphosen, in Kupfern die Porträts aller Berühmtheiten der Revolution, des Kaiserreiches, und des Befreiungskrieges, die Nachahmungen des englischen Pfennigmagazins und dergleichen. Beim Essen tauchten dann die Harburger Lieblingsgerichte und Spezialitäten auf wie die Windbeutel oder Windhöseli, ein leichtes Gebäck, das der Onkel Karl mit unübertrefflicher Gewandheit in die Luft zu werfen und mit dem Teller wieder aufzufangen verstand. War aber der Onkel Christian zugegen, so wartete unser ein anderes anziehendes Schauspiel; er konnte mit den Fingern seiner Hand ein nicht schönes, aber unverkennbares Gesicht mit einem breiten Maule vertauschen, das dann aus dem vorgehaltenen Bierglase mit lauten Schmatzen trank. Das war der "Bierhuber", den wir nicht oft genug bekommen konnten. Die Hochzeit meiner Eltern war der Höhepunkt, aber auch der Abschluss des schönen Harburger Familienlebens gewesen. Bald nachher erkrankte mein Grossvater; ich war noch mit der Mama bei ihm auf dem Schless, habe aber keinerlei Erinnerung daran bewahrt. Der kraftvolle, jagdfrohe Mann kränkelte Jahre lang dahin, bis nach vergeblichen Badekuren der Tod ihn erlöste. Nun war die Zeit der zweiten Generation gekommen. In das bisherigen Familienleben hatte die Notwendigkeit, die Söhne auswärts auf das Gymnasium zu schicken, die fühlbarste Entbehrung dargestellt. Der Vater erlebte noch die Studentenjahre des Älteren erst in Erlangen, dann in Halle. Obwohl seine Briefe nach Hause nicht selten einen melancholischen Ton anschlagen, war er mit seiner schönen Erscheinung ein glänzender Studicus, ein Mitbegründer der Erlanger Uthenruthia, deren Umiegung zum Wingolf er jedoch nicht machte. Er war als guter Reiter eine Zierde der Erlanger Komitöte und gab der Reise meiner Eltern nach der Hochzeit zu Pferde das Geleit von Harburg bis Donauwörth. Dessen verwöhnenden akademischen Anfang entsprach dann nicht ganz die nachmalige Entwicklung seiner theologischen Laufbahn. Wohl ward er in das Münchener Predigerseminar aufgenommen, der Onkel in Oberkonsistorium und der Schwager in Eultusministerium schienen ja auch ein

gutes Omen zu sein. Als Stadtvikar in der fast ganz katholischen Bischofsstadt Bamberg legt er eine treffliche Probe seiner Fähigkeiten und seines Geschicks für die verschiedenen beruflichen Anforderungen ab. Doch von vornherein hatte er mit einer gewissen Schwäche der Hals- und Atmungsorgane zu kämpfen, die gerade der wichtigsten Seite seiner Tätigkeit, dem Predigtamt, hinderlich zu werden drohte. Ob etwa auch die Erregungen und Reibungen mit einwirkten, die in den fünfziger Jahren den streng lutherischen Ausbau der bayrischen Landeskirche begleiteten, vermag ich nicht zu beurteilen. Es liegen aber in der Familienkorrespondenz günstige Äusserungen über ihn von Seiten der damals entscheidenden Persönlichkeit, des Oberkonsistorialpräsidenten Harless, vor. Onkel und Schwager aber haben jedenfalls zu seinen Gunsten getan, was in ihren Kräften stand. Trotzdem blieb seine amtliche Laufbahn im Schatten und ein Gefühl der Bitterkeit in dem sich seiner ungewöhnlichen Begabung wohl bewussten Manne unabwendbar. Er fand schliesslich seinen dauernden Stand auf dem engen Heimathoden des Riesen in der alten Reichsstadt Nördlingen, der er in seiner leider unvollendeten Beschreibung und Geschichte ein anmutiges literarisches Denkmal gesetzt hat. Für seinen Beruf war es freilich nicht sehr viel versprechend, dass man ihn erst an der kleinen Spitalkirche, dann gar in dem vor den Toren gelegenen Dorf Baldingen unterbrachte. Zuletzt schlug er den Ausweg ein, auf dem er sich allmählich zu einem rechten princeps civitatis auswachsen sollte; er legte sein geistliches Amt nieder und ging zum Unterricht über, für den er tatsächlich wie geschaffen war und mit seiner glücklichen Schäferischen Verbindung von pädagogischem Ernst und köstlichem Humor eine nachträgliche Ernte von reichem Schülerdank einbringen konnte.

Dieser Humor hat auch meiner Grossmutter über die vielfach sehr schweren Jahre ihres Münchener Witwenstandes zum guten Teile hinweggeholfen. Bei ihrer kümmerlichen Pension war sie genötigt, sich durch Waiervermieten eines Teiles ihrer Wohnung an sogenannte "Zimmerherren" einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. Als einer von ihnen, ein norddeutscher Baron, verschwand, ohne die Miete bezahlt zu haben, bestand ihre einzige Rache darin, dass sie bei einer Begegnung auf der Strasse gegen ihn drohend den Finger erhob. Die

liebenswürdige und lebenskundige Frau wusste trotz ihrer engen Verhältnisse zum festen Mittelpunkt eines verwandtschaftlichen Verkehrs im guten Sinne zu werden, der nicht nur uns Kinder unwiderstehlich nach ihrem Hause zog, sondern auch Männer wie meinen Vater und Onkel Böckh an ihren einem bescheidenen Kartenspiele gewidmeten Tische fesselte. Die Harburger Gastlichkeit, das Gegenteil der Bezoldischen Art, wirkte so noch im Kleinen weiter. Wir Kinder waren aber dabei, als eines Nachmittags eines plötzliches Unwetter das nach Westen schauende Fenster aufsprengte und eine ganze Flut von schweren Hagelkörnern und Glassehren ins Zimmer schleuderte. Es war vielleicht der erste Eindruck einer unbändigen Naturgewalt, den ich empfang, abgesehen von den orkanartigen Wirkungen eines Sturmes, der einmal im Englischen Garten hundertjährige Bäume mit den Wurzeln ~~ausgerissen~~ ausgerissen hatte.

Wohlvertraut war uns auch der Gang zu der Wohnung des Onkels, eigentlich Grossonkels Böckh, in der Landwehrstrasse. Wir verliessen sie selten wieder, ohne von dem gütigen Schwager der Grossmama beschenkt worden zu sein. Onkel Böckh war überhaupt, bei allem imponierenden seiner Erscheinung der liebeswürdige Mann, den ich in unserm engeren Kreise kennen und verehren lernte. Seine Liebe zur Poesie hat nicht immer die erhoffte Gegenliebe gefunden; allzu leicht ward ihm das Spiel mit der schwierigen Form des Sonetts. Aber in dem damaligen Familiengetriebe stand er wie der garnicht anzuzweifelnde Patriarch und mit meiner Grossmutter verband ihn bis zum Tode die innigste Freundschaft. An seinem sehr gastlichen Tische erlebte ich übrigens eine mir unvergessliche scharfe Lektion für die so verbreitete gesellschaftliche Heuchelei. Onkel Böckh, ein Freund des Schaumweins, liess am Ende eines wie immer opulenten Mahles die Champagnerflaschen ihren Einzug halten. Nun erhob sich von Seiten der Eingeladenen, Grossmama, meine Eltern, Onkel Karl usw., ein ebenso allgemeiner wie unaufrichtiger Einspruch: das sei wirklich zu viel, zu üppig. Onkel Böckh antwortete ganz im Geiste seines Erlanger Schwagers Karl: Gut, man trage ihn wieder hinunter. Und so geschah es, zum allgemeinen Entsetzen, aber zur wohlverdienten Strafe der Entsagungskomödie.

Von Bezold-Mayerischer Seite her waren wir mit der Ansbacher Familie Bayer verzwühlgart, ein Verhältnis, das sich in München noch weiter aus-

- 30 -

wuchs und befestigte. Der Vater Karl Bever, ein gewiegter Finanzmann, war Ministerialdirektor im Finanzministerium und hat einmal den ihm angetragenen Ministerposten abgelehnt. Verheiratet hatte er sich mit einer Tochter eines Berliner Geheimrats Michaelis, der sich in der fromm reaktionären Luft unter Friedrich Wilhelm IV. ausserordentlich wohl fühlte. Diese Verbindung verlieh auch den Münchener Bevers eine stark norddeutsche oder geradezu berlinische Färbung ihrer Sprache und Verkehrsformen. Da die Familie sehr kinderreich war, steigerte sich die Massenwirkung der Verwandtschaft in beträchtlichem Grade. Sie zogen nicht selten um und hausten erst in der Karlstrasse gegenüber den alten Bezolds, dann im sogenannten Utzschneiderhaus am Dultplatz, in dem Häuserblock an der Ottostrasse, der die Tuberkelburg genannt wurde, und endlich in der Gabelsbergerstrasse.

Es wird allmählich Zeit für mich, meine eigene Wenigkeit in die bisher geschilderte Umgebung einzuführen. Eine aus meiner Bezoldischen Abstammung herrührende körperliche Dürftigkeit ist durch den Mayerischen Einschlag doch leider nicht genügend verbessert worden. Auch gestaltete sich schon das Erblicken des Lichts der Welt für mich zu einer keineswegs leichten und einfachen Sache, da meine Mutter mit mir in die Hoffnung kam, nachdem sie kurz vorher eine schwere Fehlgeburt durchgemacht hatte. Verschiedene ähnliche Zwischenfälle haben dann ihre von Haus aus gute und kräftige Natur vor der Zeit untergraben. Ich war ein schwachliches Kind und schon während der Schulzeit öfters zu semesterlangen Versäumen des Unterrichts gezwungen. Zuerst erhielt ich Privatstunden zu Haus. In die Elemente des Lesens und Schreibens führte mich Herr Baumann ein, ein kleines zartes, immer freundliche Männchen. Ich hatte ihn aufrichtig gern und er nahm auch als Tenor an unserer Hausmusik teil. Von vornherein ergaben sich aber für mich die grössten Schwierigkeiten an allem, was Rechnen hiess und irgendwie mit Zahlen zu tun hatte. Trotz eifrigster Nachhilfe und einer langen Reihe von tüchtigen Lehrern blieb ich hier vollkommen unbrauchbar. Meine ganze Liebe und auch Fähigkeit gehörte den Sprachen. Noch heute bin ich dem tüchtigen und energischen Herrn Artloff, einem älteren Lehrer, der mich und ein Paar Kameraden in richtigen Gebrauch des Deutschen unterwies, innig dankbar. Immerhin

brachte ich auch ein Paar Jahre in der protestantischen Volksschule zu. Knaben und Mädchen saßen noch zusammen und das spanische Röhrechen, mit dem ich selbst freilich nie in Berührung kam, spielte noch eine für unentbehrlich geltende Rolle. So auch in einem Vorbereitungskurs für das Gymnasium, zu dem wir uns mit verschiedenen Familien (Oldenbourg, Jolly, Ströhl usw.) zusammensetzten und dessen Leiter, der jähzornige Professor Schuh, unseren Eifer dadurch anzustacheln suchte, dass er seinen Sohn vor uns jämmerlich durchprügelte. Er nahm uns übrigens als Lehrer der ersten Lateinklasse des Maxgymnasiums dort wieder in Empfang. Die Anstalt lag in der alten Maxburg am Wilhelmsbogen und zeichnete sich durch abstossende Hässlichkeit und Finsternis ihrer Räume aus. Das erste Jahreszeugnis (1860/61), das ich erhielt, wird wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Ministerialstellung meines Vaters so strahlend geworden sein, denn es war am Rande bemerkt: war nahezu das ganze zweite Semester krank, hätte nach annähernder Berechnung mit diesem Platz erhalten. Unser Rektor Beilhack, eine roekenhafte Erscheinung mit einer besonders gewaltigen Nase, war eifriger Dichter und ein sehr gutnütziger Mann. Als Klassenlehrer erhielten wir für die letzten Jahre der sogenannten Lateinschule einen vortrefflichen jungen Philologen Britzelmaier, der mit uns vorrückte bis zum Eintritt in das eigentliche Gymnasium. Britzelmaier, ein trefflicher Lateiner, behaglich, dick, aber von feurigem Temperament, hatte uns ganz in der Hand, denn zu der Angst vor seiner scharfen und treffenden Kritik gesellte sich die Freude an der Originalität seiner Strafreden. Als eine Deputation der kleinen Schüler sich einmal auf den Katheder zu bewegte, um Abstellung von irgend etwas zu erbitten, begrüßte er uns mit dem Donnerwort: Ihr elergelben Froschgesichter, und alles war sofort in Nichts zerstorben. Als er mit einst mein halb zerrissen über die Banko flatterndes Heft zurückgab, war es geschmückt mit Versen von seiner Hand auf die "schöne Sylphide". Wäre ich mathematisch nicht ganz vermagelt gewesen, so hätte mich der vorzügliche Unterricht des Professors Hermann Müller packen müssen. Immer aufs Neue kam aber auch meine schwache Gesundheit dazwischen. Im Jahre 63/64 liess es wieder, war nahezu das ganze zweite Semester krank, würde aber sicher mit den Allerbesten gewetteifert haben. Hoffnungslos wie

in der Mathematik blieb ich aber leider auch in Turnen, nur im Springen und Laufen waren meine Leistungen erträglich und meine Schwäche schloss mich von vornherein von den Kraftspielen und Ringkämpfen dieses Lebensalters aus. Niemals vermochte ich, einen Gegner zu Boden zu bringen. Als auch mein Wachstum in die Länge aufhörte und ich etwa einen halben Kopf unter Mittelgrösse stehen blieb, lagerte sich ein Druck auf meine Jugend, der erst ganz spät, nachdem ich in geistiger Arbeit meinen Mann gestanden hatte sich langsam milderte. Glücklicherweise ist meinen Kindern diese harte Probe der körperlichen Unterlegenheit erspart worden. Ich selbst habe erst durch das von meinem Vater gepflegte Gebirgswandern wieder etwas mehr Zutrauen zu mir gewonnen. Noch in meinen späteren Jahren hat mich das Gebirge vor einem frühzeitigen Erliegen unter den ungesunden Bedingungen eines Gelehrtenlebens glücklich bewahrt. Neben dem Bergsteigen war es übrigens das Schwimmen, das mich körperlich frischer und widerstandsfähiger machte. Unverdrossen wanderte ich in Hochsommer über den schattenlosen Kugelfang zur Militärschwimmschule, wo mich ein tüchtiger Unteroffizier im Wasser heimisch werden liess. Einzelne Ergänzungen, wie das Rückenschwimmen, eignete ich mir dazwischen selber an. Kein Wasser auch in den Alpen war seither vor meine Badeleidenschaft sicher. Ich tauchte in die eisigen Fluten des Königssees und schwamm angesichts des Ortlers in Reschenersee auf der Malser Heide. Das Meer habe ich dann auf dem Lido in Venedig zuerst persönlich kennen gelernt, als ich eben das Gymnasium glücklich hinter mir hatte. Die oberen Klassen brachten uns keinen Lehrer mehr wie Britzelmaier. Professor Schöberl, genannt Schöps, bemühte sich in verdienstlicher Weise um die Pflege der deutschen Sprache. Aber mit den Klassikern kam es schon infolge der zum Teil unglücklichen Auswahl der gelesenen Autoren zu keinem rechten Zusammenleben und unter einem Klassenlehrer wie dem braven Heumann, genannt Haifisch, versank allmählich alles in rettungsloser Trockenheit und Dürre. Davon dass er als junger Mann selbst in Griechenland gewesen war, kam beim Unterricht nichts zum Vorschein. Unter der gleichen Dürre litt unser Religions- und Geschichtsunterricht, der für uns Protestanten einer wissenschaftlich gerichteten und erprobten Kraft wie Preger anvertraut war. Ich wundere mich immer noch, dass er mich mit seiner tödlichen Länge-

weile und seinem Auswendiglernen nicht von meiner Vorliebe für altes Geschichtliche abgebracht hat.

Mein Vater erwies mir in diesen unfruchtbaren Jahren die grösste Wohltat, als er mir zuerst für Nachhilfe in Griechischen und dann zur Ergänzung des offiziellen Unterrichts überhaupt, einen für das Altertum wirklich begeisterten Hauslehrer an die Seite gab. Mit Dr. Josef Stanger, einem geborenen Münchener einfachster Herkunft (der Vater hatte ein kleines Spenglergeschäft im Tal), las ich eine lange Reihe von antiken Schriftstellern, die in dem vorschriftsmässigen Schema der Studienanstalten keine Aufnahme gefunden hatten, vor allem viel griechische Poesie, die Lyriker in Bergs Anthologie, Pindar, die attischen Tragiker, etwas Aristophanes, Theokrit, Herodot, A Thukydides, Lukian, von den Römern die Poeten des goldenen Zeitalters. Stanger wusste sich in seine sachte Freude an der Antike einzuweisen. Dies wurde noch befördert durch die von Kind auf bei uns gepflegte Bewunderung der Glyptothek und ihrer Schätze, sowie die stimmungsvolle Vornehmheit des Baus und seiner Innenräume. Ich kann das Gefühl, das mich bei der Lektüre der Griechen und beim Anschauen ihrer Plastik erfasste, wohl als ein Gefühl der Andacht bezeichnen. Vor allem gewann für mich bereits im Gymnasium die reich gestaltete Welt der griechischen Mythologie und Heldensage eine Anziehungskraft, die kaum durch irgend etwas anderes überboten werden konnte. Schon als Knabe habe ich meinen Vater durch eine kleine literarische Arbeit über die Götter zu erfreuen versucht. Die letzte Arbeit des bald 75jährigen steht damit immer noch in einem gewissen Zusammenhang und meine Fühlung mit der Poesie, die mich gerade in der Gymnasialzeit so manches Poem verbreechen liess, fand eine Art von Anerkennung in der Auswahl der mir wiederholt zuerkannten Preisbücher. Die Erteilung der Preise war eine Staatsaktion mit Komplimenten vor dem Bild des Königs und vor dem Publikum nicht ohne feierlichen Tusch von Pauken und Trompeten. Unsere letzten Schuljahre verbrachten wir unter Obhut des neuen Rektors Linsmayer, genannt Linsengockel, mit dem ich persönlich recht gut auskam, der mich aber durch seine offen kundgegebene Antipathie gegen einzelne Schüler absetzte, die er dann förmlich verfolgte. Es sei ihm aber unvergessen, dass er mir einmal eine Spezialarbeit

über Lessing übertrug. Zu jenen Preisbüchern, die ich davontrug, gehörten z. B. Schwabs Sagen des klassischen Altertums und Herders Stimmen der Völker, wovon letzteres Buch einen wirklich tiefen nie verwischten Eindruck in mir hinterliess. An das Vorwagnahmen der studentischen Burschenherrlichkeit durch Schüler hatte ich mich nie beteiligt mit einziger Ausnahme des Fechtbodens, den ich eifrig besuchte, solange er uns verboten war, um ihn dann als Student ganz liegen zu lassen. Von vornherein waren meine schwachen Augen bei solchen Betätigungen wie Fechten und Billardspielen ein starkes Hindernis. Mein Eintritt in den seit kurzen bestehenden Akademischen Gesangsverein München freilich nicht als aktives Mitglied, da mir die Stimme fehlte, war schon vor dem Absolutorium eine ausgemachte Sache. Hier fand ich verschiedene Kameraden vom Gymnasium her, u. a. auch meinen Vetter Hermann Bever, die beiden Brüder Ströll, die Gebrüder Stieler, Karl Hofmann, Adolf Grundherr. Der Verein hatte sich im bewussten Gegensatz zu den schlagenden und farbentragenden Verbindungen aufgetan und gewann durch seine musikalischen und sonstigen Darbietungen dank einem wirklichen Reichtum an Talenten verschiedener Art namentlich humoristischen sehr rasch die dauernde Gunst der Münchener Gesellschaft. Mit allen den damaligen Grössen stand ich vorzüglich, ohne doch die eigentlich intime Freundschaft in den Reihen des Vereins zu suchen. Es war ein engerer Kreis, der sich den Namen Pollux beilegte und in den Erinnerungen an Friedrich Jodl von seiner Frau literarisch verewigt worden ist. So gut münchenerisch unsere Umwelt sein mochte, so wenig waren wir nur ein Ergebnis gemeinsam verlebter Schuljahre. Mit den Bayern schloss sich eine gute Zahl von Norddeutschen brüderlich zusammen. Ich bildete dabei mit meiner Göttinger Lehrzeit bei Waitz das Mittelglied. So als Ablager von Göttingen ist z. B. Muzhdahie zu uns gekommen. Unser sozusagen natürlicher Mittelpunkt war und blieb aber Friedrich Jodl, der "Vorsteher", mit dessen intimsten Freuden und Leiden sich die ihn überwachenden Kommissare Muzhdahie und mein Vetter Gustav sich unablässig und unerbittlich beschäftigten, dass der gute, nur allzu gutmütige Freund vorübergehend des Pollux beinahe ganz überdrüssig und seinen alten Gesossen fast entfremdet worden wäre. Auch ich hatte einmal als Basso für eine tatsächlich unleidliche

Empfindlichkeit eine sehr scharfe satyrische Verspottung des Kreises über mich ergehen lassen, die nicht ganz leicht zu verwinden war. Aber ich muss vor allem zurückgreifen, um verschiedene Lücken meiner Darstellung vor den Universitätsjahren auszufüllen.

In den sechziger Jahren hausten wir nicht mehr in der Sofienstrasse, wo für mich ganz besonders die Nachbarschaft der Familie von Tucher sehr wichtig geworden war. Die beiden Söhne Siegmund, der Kadett, und Hermann waren meine Klasskameraden und wir schienen auch ausserhalb des Gymnasiums im häuslichen Spiel unzertrennlich. Der alte Baron von Tucher war ein hervorragendes, zugleich aber seine Eigenart sorgfältig wahrendes Mitglied der protestantischen Gemeinde, mit seiner ganzen Familie eingeschworen auf den mit dem Kirchenregiment auf gespanntem Fuss stehenden und zum Separatismus neigenden Tendenzen des Pfarrers Löhle von Neudettelsau. Mit Tuchers spielten meine Schwester und ich lange Zeit Tag für Tag auf unserem geräumigen Boden, in den Höfen unserer Häuser, draussen in der nachmaligen Arcostrasse, die damals eben angelegt wurde. Das Spielen nahm aber einen tragischen Ausgang, als eines Abends Siegmund, der Kadett, nach dem Abschied sich anschickte, auf dem Treppengeländer hinabzureiten. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte direkt von der Höhe des dritten Stocks in die Tiefe. Tagelang lag er schreiend zwischen Leben und Sterben, bis eine Wendung zum Besseren eintrat. Mit seiner militärischen Laufbahn war es nunmehr vorbei, doch blieb ihm, obwohl auch sein Gehör gelitten hatte, die Ausübung seiner geliebten Musik erhalten. Auf uns wirkte der furchtbare Sturz mit seinen Folgen noch lange Zeit wie eine Betäubung. Wir wanderten aber bald nachher in die Schwantalerstrasse in das sogenannte Neunerhaus an Eck gegen die protestantische Kirche hin, dort ganz nahe der Grossmama und Onkel Böckh haben wir bis in die siebziger Jahre gewohnt nahe dem Schwantaler-Museum, das wir aber zum ersten Male am Tage unseres Auszugs besuchten. Bisher war mein Leben ohne jede Berührung mit der Politik und Tagengeschichte dahingeflossen. Aber die fünfziger Jahre brachten wieder Erschütterungen des Völkerlebens, die eine lange Kriegszeit einleiten sollten, sodass selbst der ruhigste bayrische Einwohner sich nicht mehr mit einfachem Ignorieren

der Welthandel durchschlagen konnte. Der Krimkrieg wurde mir durch zahlreiche Papiersoldaten zur Anschauung gebracht und die Erstürmung des Malakoff durch ein effektvolles Schlachtenbild grossen Stils. Ganz anders unmittelbar wirkte freilich der italienische Krieg von 1859 auf Süddeutschland. Ich lief zum Bahnhof, um die durchziehenden österreichischen Truppen zu begrüßen und ihnen Labungen zu bringen. Das schöne ungarische Husarenregiment, das ich dort antraf und dessen dankbares Elfen ich mit anhörte, wurde wenige Tage später im Gefecht bei Montebello aufgerieben. Schon begann auch der Ausmarsch der Münchener Garnison, die aber, soviel ich weiss, nur bis zum Bodensee gelangte. Für die deutsche Frage fehlte mir noch das Verständnis. Wenn unser Schulunterricht die neuere Geschichte nur bis zum Wiener Kongress verfolgte, so hatte mir meine Mutter oft genug begeistert über die Hoffnungen und Enttäuschungen von 1848 berichtet. Sie war ganz auf Seiten der Revolution und des Parlaments und hatte ja auch gerade die Misere der Münchener Lola-Montez-Zeit miterlebt. Die Eltern wohnten damals nicht fern von der berühmtesten Person in der Barerstrasse. Der Grossvater hatte damals zwei jungen Vettern Theodor Boveri und Gustav von Bezold, den späteren Reichsgerichtsrat, als sie sich mit Flinten bewaffnet bei ihm sehen liessen, die betreffenden Paragraphen des Strafgesetzes vorgelesen, ohne Eindruck zu machen. Theodor beteiligte sich an der Illumination für den König, indem er ein gewisses Gefäss mit einer Kerze versah und an sein Parterrefenster stellte. Was ich von meiner Mutter immer wieder hörte und sozusagen erbte, war das dringende Verlangen nach einem dieses Namens würdigen deutschen Staates oder Reiches, freilich nicht mit preussischer Spitze; noch im Jahre 1871 flaggten wir beim Truppeneinzug schwarz-rot-gold. Der "grosse Hecker" war ja längst zur komischen Figur geworden, aber das Misstrauen gegen die Regierung als solche durch die klägliche Reaktion der fünfziger Jahre fester als je eingewurzelt. Was wir in der Schule von bayrischer Geschichte erfuhren, war nicht dazu angetan, ein bayrisches "Nationalgefühl" in uns zu erzeugen. Umso lebhafter empfanden wir die echt süddeutsche Abneigung gegen die spezifisch norddeutsche Art. Nur eine gewisse nicht preussische, sondern friedezianische Gesinnung wachte in ihren Kindern an Lobben zu en-

halten. Der alte Fritz blieb der deutsche Heros, wie Napoleon und Frankreich überhaupt der Erz- und Erbfeldherr Deutschlands. Mit Widerwillen genossen wir in Gymnasium den unglaublich dürftigen Unterricht in der verhassten Sprache, die aber doch auch meine Mutter in ihren Ansbacher Jahren sich angeeignet hatte. Für die Bezeichnung der fremdenfeindlichen Nation brauchten wir kein besonderes Schimpfwort. Es genügte zu sagen: "Der Franzose!", damit war unsere ganze Geringschätzung und Antipathie ausgedrückt. Als mein Vater von seinem Besuch der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 voll Anerkennung für Napoleon III. zurückkam, war unsere Entrüstung gross und echt. Inzwischen hatte der jüngere Bruder meiner Mutter seine juristische Schulung überstanden und im Ministerium von der Pforten Fuss gefasst. In seiner Erlanger Praktikantenzeit hatte er bei dem dortigen Onkel gewohnt. Stollte sich des Abends beim Bier eine gewisse Spannung zwischen beiden Verwandten ein, so suchten sie ihrer Herr zu werden, indem sie ganze Opern samt Arien und Chören miteinander durchpiffen, bis die Harmonie wieder hergestellt war. Schwieriger als ein solcher Ausgleich zwischen Schaefer und Mayer war freilich die Anbahnung eines wenigstens erträglichen Verhältnisses zwischen Alt-Bezel und Mayer. Seit meine Grossmutter in bedrangter Lage war und ihre Söhne noch nichts im Leben erreicht hatten, - (hier leider eine Lücke).-

Diese Jahrzehnte trugen in München das Gepräge einer ungemeinen Exzess-Bierfreudigkeit; die Qualität des Nationalgetränks gab den Stoff zu ernsthaftester Unterhaltung und die berühmtesten Namen der Stadt scheuten sich nicht davor, beim Hofbräuhausbeck oder Salvator aufzutauchen. Auch mein Vater, obwohl ein sehr mässiger Trinker, versäumte nie seinen Nachmittagsbesuch am Neckherberg abzustatten. Wenn dann die Münchener Nationalhymne "Guten Morgen, Herr Fischer" angestimmt wurde, so fühlte man sich in einer Gekobtheit des Daseins, die zwar nicht zum Fliegen, wohl aber für manchen, der in diese Stimmung nicht passte, zum Hinausfliegen überleiten konnte. Aber auch in normalen Zeiten des bayrischen Bierlebens wurde der Fröhschoppen mit der obligaten Götterspeise der Weisswurst, die nicht elf Uhr läuten hören durfte, und die abendliche Wallfahrt auf einen der Keller in gewissem Sinne zu Lebensfragen, die Entscheidung für Bock oder Franziskaner zu einer Dantung des

Wältratsels. Dabei wurde jedoch der edele Wein keineswegs verschmüht, sondern namentlich zur höheren Weihe des Frähschoppens gerne und verständnisvoll herangezogen. Dies alles vollzog sich in engeren Kreisen der Freundschaft, denn meine Zugehörigkeit zum Akademischen Gesangverein legte mir keinerlei Trinkzwang auf. Dafür mätigte aber auch die Zahl von vielen hundert Mitgliedern namentlich für den Nichtsänger, der ich ja war, zum Anschluss an kleinere frei gebildete Kreise, in denen auch wissenschaftliche Interessen gepflegt wurden. Ueberall war damals der Ton ein ausserordentlich manchmal bis zum Zynismus freier, dagegen die Lebenshaltung selbst eine durchweg solide.

Im Karneval spielten natürlich die Tanzereien auch die sogenannten Hausbälle, wie sie bei uns, bei Strölls, Oldenbourgs und sonst veranstaltet wurden, eine beherrschende Rolle. Denn der Hausball hatte jederzeit ein für die Hausfrau unsäglich arbeitsvolles Umstülpen der ganzen Wohnung im Gefolge, abgesehen abgesehen von den Reichtnissen an Speise und Trank, die bei uns immer sehr anständig waren, unser wahrhaft üppiger (roter und kalter) Punsch genoss eines wohlverdienten Rufes, war aber nicht leicht zu vertragen. Ich erinnere mich eines solchen sehr fröhlichen Hausballes bei Kaulbach, in welchem wirklich vornehmen Hause wir damals viel verkehrten. Mein Vater hatte neben der protestantischen Kirche auch das vielfach bewegte Kunstreferat im Ministerium übernommen und dadurch nähere Fühlung mit der Akademie und ihren Grössen gewonnen. Ich durfte ihn nicht selten auf seinen Besuchen in den Ateliers begleiten und es blieb dabei nicht verbergen, dass ich von Kind auf immer viel gezeichnet hatte. Doch besass ich nicht das Talent meines Vaters und hatte eine bedenkliche Neigung, die unerbittlichen Vorstufen zeichnerischer Schulung zu überspringen. Ich ging sofort an die schwierigsten Gegenstände aus der Sage oder Geschichte, ohne dass ich eine Ahnung hatte, wie ein Arm oder Bein wirklich aussah oder am Körper sass. Seltsamerweise zog es mich niemals zu dem Fach meines Vaters, zur Landschaft. Er lehnte übrigens auch jedesmal meine Bitte ab, mich selbst in seine Kunst einzuführen. Er brachte mich aber ins Gespräch mit dem gefürchteten Kaulbach, dessen Auge einen so durch und durchschauen, förmlich durchbohren konnte. Als ich von einem jüngsten Gericht oder einem ähnlichen Stoffe für meinen Bleistift erzählte, rief er aus: "Da sind wir ja

Kollegen!" Die Besuche im Atelier, übrigens auch bei seinen Antagonisten Piloty, wurden häufiger. Ich sehe Kaulbach noch vor mir, wie er uns den eben entstehenden Karton zur Schlacht von Salamis erklärte, und ich wagte bereits Vergleiche anzustellen zwischen der \bar{N} verschiedenen Behandlung, welche die beiden Meister dem gleichen Stoffe Nero auf den Trümmern von Rom angedeihen liessen. Dazwischen fleg auch einmal ein sarkastisches Wort von Schwind. Mit ihm traf mein Vater oft im Kaffeehaus zusammen, und ich wurde auch hier mitgenommen, ehe ich die Unterhaltung von Männern wie Schwind, Melchior Meyer, Graf Bothner, Oskar von Redwitz auch nur annähernd würdigen könnte. Dass ich nebenher möglichst viel Malerei zu sehen bekam, braucht kaum gesagt zu werden. Flora und ich spielten auch mit Vorliebe Kunstausstellung und boten unser Geschmior den gutmütigen Verwandten zum Kauf an.

"Ich war ein kleiner Knabe,
Stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater
Mit in den Kunstverein."

Alles zusammen drehte ein recht ungesundes Gewächs münchenerischen Lebens aufzuzüchten. Kaulbachs nahmen uns auch in die Reihe ihres ständigen Hausverkehrs, ihrer sonntäglichen Stammgäste auf. Dieses Haus mit seinem grossen schönen Garten, der sich von der Gartenstrasse bis zum Rand des Englischen Gartens hinüberzog, hatte für mich damals etwas vom Paradies, vom Wunsch, wie die Minnesänger sagten. Es liess sich nichts Idealeres überhaupt ausdenken und vorstellen. Die Eltern zumal mein Vater kamen in Berührung mit zahlreichen Berühmtheiten, die den gefeierten Künstler aufsuchten. Döllinger, den er früher als β Ultramarine bes karikiert hatte; Andersen, der Märchen-erzähler, Frau Gesina von Bülow und andere. Wir sollten freilich bald aus unserem Paradies vertrieben werden; der Engel stand schon bereit und hiess Hermann Kaulbach. Sein Vater wollte mich ihm als Freund zuführen, aber zur Freundschaft gehören zwei und Hermann, eine kraftvolle schöne Jünglingsgestalt, der schon eine Braut hatte, dachte nicht daran, sich mit dem unanschaulichen und langweiligen Gymnasiasten viel abzugeben. Was etwa erst noch dazwischen geraten sein kann, entzieht sich meiner Kenntnis. Für unmöglich halte ich es nicht, dass eine von den vielen unglaublichen anvorsichtigen

Aeusserungen meines Vaters irgendwie schädigend auf unser Verhältnis gewirkt haben möchte. Denn das böse Maul der Bezoldischen hatte er gründlich geerbt und nicht verkümmern lassen.

Unter diesem Maul hat aber niemand so schwer gelitten wie meine edele und aller Bosheit fremde Mutter. In ihrer Korrespondenz ist dieser wundere Punkt nach Möglichkeit ausgeschaltet; nur hier und da machte sich doch die gerechte Empörung der ferkwährend mit Absicht Gekränkten Luft. So in einem Brief meiner Mutter an ihren Bruder Christian, München, 13. XII. 1855. Sie stand zu diesem Bruder in einem Verhältnis unbedingten Vertrauens, entschloss sich aber doch nur schwer, den Schleier zu lüften, der über ihren letzten Erlebnissen in dem Hause an der Karlstrasse lag. Dass es sich um einen sehr tiefgehenden Riss handelte, geht es den von mir hier eingefügten Worten des Echreibens selbst deutlich hervor. "Ich habe jüngst, wie Du bereits weisst, schwere Wochen durchgemacht und obwohl ich gewiss mit Dank gegen meinen Gott erkenne, dass er milde mit seiner mir so notwendigen Züchtigung verfährt, so gestehe ich doch, dass gerade meiner Natur Unfrieden in der Familie, noch dazu Unfrieden, dessen Gottseidank unschuldige Ursache ich selber bin, hart zu ertragen ist. Ich beginne gerne mit dem Unangenehmen, damit wir beide schnell darüber wegkommen, denn ich konnte doch in einem Briefe an Dich, mein geliebter Bruder, nicht unberührt lassen. Ich habe immer richtig prophezeit, dass, wenn Städelen nicht hierher kommt, wir mit Bezolds nicht mehr leben können; wirklich hat sich leider meine Prophezeiung erfüllt. So natürlich ich diesen dringenden Wunsch von ihrer Seite fand und noch finde, so sehr ich es aus wirklicher Teilnahme für alle beklagte und noch beklagte, dass es sich nicht erfüllte, so ungerecht finde ich natürlich ihre Weise, alle Bitterkeit über einen verweitelten Herzenswunsch diejenigen Teile zumeist fühlen zu lassen, die am allerwenigsten oder garnicht beteiligt sind. Abgesehen davon aber hat sich bei dieser Gelegenheit des Aussprechens eine solche Flut gehässiger und ungerechter Gesinnungen gegen mich ergossen, dass sich unser Verhältnis von nun an ganz festgestellt hat. Es beruht gegenwärtig auf einem von mir gemachten wöchentlichen Anstandsbesuch und dabei wird es bleiben, solange von ihrer Seite nicht Schritte ge-

sehen, die mir eine vollständige Genugthuung geben, d. h. solange bis der Rhein rückwärts fliesst. Obwohl ich nun längst ruhig über die Sache geworden bin und den schrecklichen Weltsehmerz, von dem Tante Lotte phantasiert, weder empfinde, noch zur Schau trage, so verstehst Du mich ganz, wenn ich Dir bekenne, dass ich das Haus nie ohne schmerzliche Empfindungen betrete und verlasse, doch bewahrt mich der liebe Gott bisher vor jeder Beimischung von Bitterkeit oder Grell und es soll mein einziges Streben sein, dass dies nie soweit kommt." Sie hebt noch die Treue hervor, mit der ihr Mann fest an ihrer Seite stehe, die Liebe vieler Freunde und Verwandten, die sich bewährt habe; besonders hat Onkel Böckh sich als treuer väterlicher Freund bewiesen. Möge ihn Gott segnen dafür. Und somit sei dieses Kapitel abgeschlossen. "Ob der liebe Gott ihre Gesinnungen gegen mich ändern will, so sie in ihrer Verblendung beharren, seinen heiligen Willen sei dies und alles andere heimgestellt". Ich muss aber den Schweren, das uns in den Hause an der Sophienstrasse heimgesucht hat, noch einige heitere Erinnerungen an diese uns sehr sympathische Wohnung nachtragen. Hier wurde wiederholt bei uns Theater gespielt. Spieler und Publikum lieferte das grossväterliche Haus, die Plackerei hatte wie immer meine Mutter. Primadonna war selbstverständlich Tante Marie. Man gab "Einer muss heiraten" und ~~1~~ "Das Gänschen von Buchenau"; Proben und Aufführungen verliefen äusserst munter. Auch eine ernsthaftere Veranstaltung wurde in unsere Räume verlegt. Meiner Tante und ihren Freundinnen, der schönen Marie Lechner, Tochter des berühmten Musikers, und anderen hielt der Akademiker Prof. G. M. Thomas bei uns historische Vorträge, die auch ich mit anhören durfte. Sie hinterliessen mir einen sehr starken Eindruck und wirkten neben dem schauerlichen Geschichtsunterricht des Gymnasiums wie eine Offenbarung. Weniger erquicklich waren die zur Regel werdenden täglichen Besuche des militärärztlichen Onkels. Wie mein Vater unweigerlich jeden Abend nach dem Verlassen seiner Büros bei den Seinigen in der Karlstrasse vorsprach und sich und seine Frau den Geraden der böartigen Weiber aussetzte, so erschien Tag für Tag bei ihm der sonderbare Bruder, an den er mit einer fast unerklärlichen Zärtlichkeit hing. Der nachmalige Oberstabsarzt Karl war allerdings, wie meine Mutter einmal an ihren Bruder Christian schrieb, wohl ein

Sonderling, aber durchaus kein Esel. Dieses bescheidene Mass von Anerkennung vermochte aber den Mangel an jeder feineren Empfindung nicht zu decken, auch nicht eine Sprunghaftigkeit des ~~beschränkten~~ Denkens, die zuweilen an die Region des Psychiatrischen erinnerte. Seine Gefühlsroheit vor allem kannte keine Grenzen, obwohl er nicht eigentlich böartig war. Ich nannte ihn bei mir im Stillen das Halbtier.

Wir siedelten aus der vornehmen Gegend der Sophienstrasse über in das sogenannte Newnerhaus, einen Häuserblock am Eck der Schwantaler- und Sonnenstrasse, fast unmittelbar an der Kirche. Der Besitzer, ein Optiker Bir aus Württemberg, setzte in den Vorgarten, dessen Benützung er sich selbst vorbehielt, ein unverhältnismässig grosses Gartenhaus. Wir bevölkerten den ersten Stock. Parterre wohnten die Freiherren von Grundherr, wie Tuchers aus Nürnberger Patriziergeschlecht. Der Vater, der sogenannte alte Pulverstoffel, ein echt vormätzlicher Major, wurde jeden Abend durch seinen Sohn, den Artilleriehauptmann, von seinem Stammtisch abgeholt und nach Hause geführt. Ein zweiter Sohn Adolf, mein Gymnasialgenosse/ und Vereinbruder, gehörte zu den zahlreichen jungen Juristen, die ihr Jus an den Nagel hängten, um mehr oder weniger unter Pilotys Aegide Pinsel und Palette zu ergreifen. Ueber uns hauste der Infanteriehauptmann Daffonreither mit Familie, in dritten Stock der Oberkensis-sterialrat Lieders von Liederskren, im Hause gegenüber der Pfarrer Feex, der auch mit meinem Anfangsunterricht zu tun hatte, und laut seiner Visitenkarte Louis Weissmann Professor, ein einfacher Volksschullehrer, der aber etwas ganz anderes vorstellen wollte; nicht weit von uns wohnte ein anderer Schullehrer, der wirklich einer gewissen Berühmtheit genoss, Friedrich Güll, der Dichter weitverbreiteter Volks- und Kinderlieder (Wer will unter die Soldaten). Bei ihm hat Flora zeitweilig einen Kurs durchgemacht. Wir hausten jetzt ganz in der spezifisch protestantischen Gegend des Glockenbaches und der angrenzenden alten Stadtmauern zwischen Karlstor und Sendlingertor. In einem alten Stadtgraben lag unsere Turnhalle, in der ich keinerlei Erfolge aufzuweisen hatte.

Inzwischen nahte sich der Abschluss der Gymnasialzeit, die mir immer mehr zu einer schwer ertraglichen Last wurde. Ohne Stangers Freundschaft und

Hilfe hätte ich nicht gewusst, wie durchkommen. In der Oberklasse leisteten uns zwei Vettern von uns eine Zeit lang Gesellschaft, die jüngsten Söhne des Ansbacher Medizinalrates, deren Bruder ~~war~~ ein Artillerieoffizier Friedrich, sich selbst das Leben nahm. Die Mutter, die sogenannte Tante Julie mit einer pikanten Tochter war ebenfalls nach München gezogen. Nun kam für mich das ~~unruhigkeitsvolle~~ Übergangsstadium zum Dasein der Erwachsenen mit meiner Konfirmation am 26. März 1863. Den Unterricht hatte ich von Dekan Meyer erhalten, den ich herzlich verehrte und der auch mir der wohlwollendste Lehrer und Berater war. Er teilte meiner Mutter ganz offen mit, ich sei sein Lieblingsschüler, verrate aber nichts von jener Zerknirschung, die von der strengen Richtung als für den Konfirmanden unerlässlich betrachtet wurde. Er selbst war nicht dieser Ansicht. Der feierliche Akt ging mir sehr nahe, aber doch nicht so tief, um etwa eine wirklich Sinnesänderung hervorzurufen. Ich hatte eine Zeit lang Erregungen nachgegeben, die mich mehr als einmal an unser Fenster führten, da ich die von der Apokalypse verheissenen Zeichen am Himmel nicht versäumen wollte. Es ging jedoch sehr rasch vorüber. Wirksamer blieb der ertötende Gymnasialunterricht in der Religion mit seinem Auswendiglernen in der uns aufgenötigten Lektüre des alten Testaments, die ich für junge Leute im Pubertätsalter nur widerraten kann. So hochinteressant mir die heiligen Bücher des Judentums immer waren und noch sind, so fordern sie doch den gesunden Menschenverstand vielfach mit einer Schroffheit heraus, die sich rächen kann und muss. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen und in Patriarchenluft. Wir machten in dieser von wilden Leidenschaften durchwühlten Welt zahlreiche Entdeckungen, die man uns im Unterricht gerne erspart hätte. Sehr gemischt war die Lektüre, in der ich mich unmittelbar vor dem Absolutorium Frühjahr und Sommer 1863 bewegte; neben griechischen und römischen Klassikern beherrschte weitaus den grössten Raum Lord Byron, von dem ich mir damals den Don Juan zu Gemüt führte (vollendet am Tage des schriftlichen Absolutatoriums). Im Karneval sind elf Bälle vermerkt, dazwischen sehr kurzer italienischer Sprachunterricht bei einem südtiroler Kleriker Melodier. Am 1. Juli machte ich bereits eine Tanzlustbarkeit des Akademischen Gesangsvereins in Grossschesslens mit, am 16. Juli begann die schriftliche, am 30. war die

mündliche Prüfung, am 7. August die Preisverteilung (erster Platz und erste Note). Am 31. Juli las ich zu Hause einen soeben vollendeten Vortrag über die Anfänge der hussitischen Bewegung vor. Damit war mein nächster wissenschaftlicher Weg deutlich genug vorgezeichnet. Wann ich mit dem Erlernen des Tschechischen begann, habe ich nicht notiert.

Trotzdem schwankte ich noch eine Zeit lang zwischen Geschichte und Sprachwissenschaften. Dies hat auf den Gang meiner ersten Universitätsstudien ausserordentlich ungünstig eingewirkt. Ich entbehrte eines fest abgesteckten Weges und geriet gleich anfangs, statt einen ordentlichen Grund zum klassisch-philologischen Studium zu legen, auf Sprachvergleichung und Sanskrit, das ich in München unter Christ mir anzueignen begann und dann in Göttingen unter Benfey eifrig weitertrieb. Ausserdem beschäftigte mich sehr lebhaft die Einführung des berühmten Juristen Windscheid in die Welt des römischen Rechts (Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, Sommersemester 1868). Windscheid gab sich noch die Mühe mit einer kleinen Zahl von Zuhörern Gajus zu lesen. Er riet mir übrigens weiterhin, auch Pandekten zu hören; ich habe törichterweise diesen guten Rat nicht beherzigt. Ein Kolleg über Gudrun bei Wilhelm Hertz brachte mich wenigstens mit diesem feinen und tiefen Kenner der mittelalterlichen Literaturen in eine persönliche Fühlung, die ich viel mehr hätte ausnutzen sollen. Und ich sass sommersagen an der Quelle, ohne aus ihr zu schöpfen. Konrad Hofmann trat für mich nur als komischer Professorentypus in Erscheinung. Von vorneherein hatte mein Vater sich gegen Giesebrechts dringenden Rat doch entschlossen, mir die Mühe des philologischen Staatssemens zu ersparen. Damit fiel der Zwang einer methodischen Ausbildung in den Nebenfächern nach dem Hauptfach. Für einen philosophischen Doktor waren Philosophie und klassische Philologie vorgesehen. In ersterer hielt ich mich ganz an die historischen Vorlesungen des mit meinem Vater befreundeten Fachmannes Prantl, der auch mir eine wirklich freundschaftliche Gesinnung zugewandt hat. Sehr stolz war ich auf eine Einladung zu dem damaligen Rektor Windscheid, der fast die Münchener Studenten nicht durch Entgegenkommen verwehrt. Vorläufig traten aber alle wissenschaftlichen Uebengungen der Zukunft noch zurück vor der unmittelbar zu lösenden Frage, wie und wo wir den

Sommer dieses bewegten Jahres zubringen sollten. Für mich ergab sich gleich mit der ersten Gebirgsreise im Zustande des Manlesels die unavslöschliche Berührung mit dem bisher nur aus Büchern und Bildern gekannten Süden. Als Hauptziel der Fahrt war vom vornherein Venedig ins Auge gefasst^{1/2} worden, damals von München aus bequem und billig zu erreichen.

Am 1. August brachte mich die Bahn nach Miesbach und ein bescheidener Fussmarsch nach Rottach, wo ich mit den Brüdern Otto und Hermann Bever und mit dem jungen Juristen Liederskren zusammentraf. Nun ging es weiter über Bad Kreuth und die Schildensteinalm hinüber zum Achensee. Tags darauf nach Buchau und Jenbach, dann wieder mit der Bahn nach dem uns schon wohl bekannten Innsbruck. Von dort machten wir einen Abstecher ins Stubaital, wo wir aber nur bis Neustift vordrangen, also bis dahin, wo es anfangt, grossartig zu werden. Der Gang über das höchst malerische Kloster Waldrast führte uns zurück auf die Brennerstrasse, am anderen Ufer der Sill wurde bereits der Anfang der neuen Bahn gebaut. Wir nahmen die Post bis Sterzing, um dann endlich wieder mit unseren Haxen weiterzustreben über den Jaufen nach St. Leonhard im Passeiertal und nach Meran. Als wir sehr müde uns abends dem berühmten Kurort näherten, sahen wir uns mit einem Schlage in südliche Ueppigkeit der Vegetation versetzt. Dieser Einmarsch in Meran bei Mondschein ist mir zeitlebens unvergesslich geblieben. Am nächsten Tage war freilich die Hitze derart gestiegen, dass wir die kühlen Räume unseres Gasthauses nicht verliessen und statt des Ausflugs nach Schloss Tirol lieber von einem österreichischen Leutnant und den Csardas vortanzen liessen. Noch stärker wirkte der südliche Charakter dieses herrlichen Landes auf uns, als wir einen kurzen Besuch von Bozen einschoben. Endlich erhoben wir uns, brachen wieder wie in der Stubai an der interessantesten Stelle ab. Ich blieb mit Otto Bever allein zusammen und wir schlugen uns über die Malser Heide statt nach Trafoi von Ortler weg über Finstermünz und ein Stück des Pitztals nach Nordtirol. Ich traf die Meinigen in dem kleinen Bad Faulenbach bei Rüssen. Dieser trübselige Aufenthalt, der noch durch die Gegenwart der Familie Stetter bei der Table d'hôte auch Ernährungsschwierigkeiten mit sich brachte, wurde bald von uns mit den schönen Hohenschwazgen vertauscht. Mit Stettens zusammen zu essen,

war ein allzu kühnes Wagnis; man erzählte, Vater und Sohn hätten sich einmal beim Schall der Tischglocke über eine Felswand heruntergestürzt, um keinen Gang zu versäumen. Unser Mittagessen teilten sonst der Kabinettssekretär Lutz, der während dieses Aufenthalts zum Minister ernannt wurde, und der damalige Günstling des Königs, der Bereiter Hornig. Bei der Enge der Wohnungsverhältnisse und Spaziergänge begegnete man oft genug dem König selbst, wenn er etwa laut singend durch den Wald einherpragte. Ich will eine der vielen von mir begangenen Dummheiten nicht unerwähnt lassen; ich trug auf der Tiroler Reise und in Hohenschwangau als Hawlesel Cerevis, Band und Bierzipfel, obwohl ich durch meine Zugehörigkeit zum Akademischen Gesangsverein München allen solchen Dingen grundsätzlich entsagt hatte, aber die Eitelkeit des jungen Menschen war doch zu gross, um diesen törichten Schein zu meiden, der mir sogar die Ansprache eines Bonner Borussen eintrug. Von Bergtouren verzeichnete ich nur den nahen und leichten Tegelberg und den bei Barwang in Tirol gelegenen Thaneler. Am 11. November hörte ich an der Münchener Universität die ersten Kollegien. Ich habe mein Schwanken zwischen Geschichte und Sprachwissenschaft bereits berührt. Historisch belegte ich nur Giesbrechts deutsche Kaisergeschichte, die mich nicht fesselte, und die kritische Abteilung seines Seminars, ferner Jollys Experimentalphysik und Anthropologie bei Johannes Ranke, die ganz allgemein gehört wurde. Dieser Neffe des grossen Berliner Historikers hatte eine Bever zur Frau, und ich erinnere mich noch, wie ich in diesem Wintersemester öfters mit ihm nach seinen Kolleg über den verschneiten Gastweg wanderte und dann zusammen Kaffee trank. Damals war die Maximilianstrasse eben im Bau, das alte Landwahrzeichenhaus und der mittelalterliche Falkenturm noch sichtbar und das erste moderne Kaffee Lorenz viel bewundert. Hier hatte nicht mehr Wien, sondern das neue napoleonische Paris zum Vorbild gedient.

Dass ich aber nicht in meiner Heimat weiterstudieren sollte, galt einfach für selbstverständlich. Wie schonzeit bei meinen Onkeln Christian und Karl die Wahl der noch zu beziehenden auswärtigen Hochschule jahrelange Erwägungen in der Familie zur Folge gehabt hatte, so war es auch jetzt. Ueber ihren Verlauf besitzt ich keine nähere Kenntnis. Zunächst scheint es sich um

die Entscheidung zwischen Bonn oder Göttingen gehandelt zu haben (Sybel oder Waitz). So stark es mich persönlich nach der schönen Rheinuniversität gezogen hätte, so dankbar bin ich für die mir zudekretierten Göttinger Semester, die für mich in mehr als einer Beziehung lebensbestimmend werden sollten. Etwas mitgesprochen hat vielleicht eine persönliche Beziehung zu Waitz, mit dessen erster Gattin meine Mutter im Hause Schelling befreundet gewesen war. Dass die Wahl zugleich damals eine wissenschaftliche Parteinahme bedeutete, ist mir erst in Göttingen selbst zum Bewusstsein gebracht worden. Schon in München war der Antagonismus zwischen dem kleindeutschen Protestanten Giesebrecht und den rheinischen Katholiken Cornelius fühlbar genug gewesen. Die stark theatralischen Vorlesungen des letzteren packten mich ungleich stärker als die nüchternen Darbietungen Giesebrechts. Ich wollte auch seine Übungen mitmachen, wurde aber als Schüler des Rivalen abgelehnt. Darüber hinaus ging doch der Gegensatz, der in Göttingen die korrekten waitzianer derart von Sybel schied, dass ein junger Oesterreicher, der ein Wort für den Bonner Meister einzulegen wagte, in Gefahr geriet, verhasst zu werden. Diese Engherzigkeit ging freilich ganz und garnicht auf Waitz selber zurück, der auch in seinen Übungen (Seminar durfte man nicht sagen) die verschiedenartigsten Themen zuließ und seiner fruchtbaren Kritik unterzog, auch wenn sie mit mittelalterlicher Verfassungsgeschichte oder rekonstruierten Annalen nichts zu schaffen hatten. Eine Persönlichkeit von solcher Vornehmheit hatte ich überhaupt unter den mir bekannten Gelehrten und Professoren noch nicht zu Gesicht bekommen. Schwerster nordalbingischer Schlag, aber doch mit einer gewissen ungesuchten Anmut des Wesens vereinigt, die selbst seine kleinen Ungewandtheiten sympathisch machte; unnachahmlich war die Manipulation, womit der gewaltige Mann seine Besucher beim Abschied zur Türe hinauskomplimentierte. Wenn die Übungsteilnehmer sich abends in seine Wohnung um den runden Tisch grupperten, ging es für denjenigen, der als Referent an der Seite des Alten Platz nehmen musste, nicht ohne gelindes Herzklopfen ab. Waitz lebte sich aber in jedem ihm vorgelegten Stoff mit einer Raschheit ein, als habe er sich seit Monaten mit nichts anderem beschäftigt. So ging es auch mit meinen das ganze Kreise völlig fremden

Hassiten. Es kam jedes Mal bald herans, was an dem Einzelfall von allgemeingültigen und belächelnden oder auch warnenden Seiten heranszuholen war. Die Kritik war eine unerbittliche, aber nie verletzende, weil sie inner vollkommen gerecht erschien. Waitz hatte dabei eine Art von Adjutanten neben sich, auch einen echten stattlichen Niedersachsen Theodor Stahl aus Arnberg, der nächst dem Alten für uns die grösste Autorität besass, dessen vielbesprochene Doktorarbeit aber inner nicht ins Dasein treten wollte.

Ausser den gewissermassen geheiligten Seminarstunden lernten wir den Alten natürlich auch auf dem Katheder kennen. Dass er im Winter um acht Uhr früh, im Sommer um drei Uhr nachmittags las, tat unserem Elfer natürlich keinen Abbruch. Ich hörte zwei Vorlesungen bei ihm, die eine über mittelalterliche Verfassungsgeschichte, die andere über neueste deutsche Geschichte, an der ja der Mann der Paulskirche selbst mitgearbeitet hatte. Von jeder Eleganz

des Vortrags war er himmelweit entfernt, aber er verkörperte auch in seiner äusseren Erscheinung jene Generation von politischen Idealisten, zu denen man trotz aller Enttäuschungen immer wieder als zu Gewährsmännern der Zukunft aufblicken konnte. Unsere Verehrung für ihn war grenzenlos, ohne viel Worte zu machen. Der Meister selbst hielt aber mit richtiger Menschenkenntnis darauf, dass seine Getreuen sich auch persönlich zusammenfanden und zusammenhielten. Unsere Kneipe nach den abendlichen Seminarstunden war eine offiziell gehegte Institution und hat so wirklich manche wirkliche Lebensfreundschaft zur Entstehung gebracht. Als ich an den Übungen teilnahm, stiess ich nicht auf die exotischen Verzerrungen der Zuhörerliste, die bei Glasebrecht auffielen, wenn er Herrn Henry Simonsfeld aus Mexiko oder Herrn Michael Balsch aus Jassy aufrief. Unter den mit am nächsten Stehenden befanden sich allerdings zwei Balten oder Deutschrussen, wie man damals sagte, Richard Hausmann und Zöpfel von der Insel Oesel. Auch ein wirklicher Russe Wysocki fand sich in unserem Kreise, ein harmlos lebenswürdiger Mensch, der mit seiner Schwärmerei für den Kwan zu vielen Scherzen Anlass gab. Kurz, das Seminar verhalf mit im Handumdrehen zu einer stattlichen Zahl von neuen Freunden, die mir über den ersten abstossenden Eindruck der berüchtigten Menschenstadt hinweghalfen und das Dasein in Göttingen überhaupt

erträglich machten. Denn in den Anfangstagen hatte das Heimweh sich mit seinen schärfsten Krallen auf mich gestürzt. Ich war zum ersten Male vom Elternhause, von der Heimat und allen ihren Gewohnheiten völlig losgerissen, unter ein Volk versetzt, dessen Sprache mir ebenso unverständlich war, wie ihnen die meinige. Dazu die Hässlichkeit der Kleinstadt und ihrer nächsten Umgebung. Die wirklich schönen Ausflüge lagen alle weiter draussen. Essen und Trinken nach meinen Münchener Vorstellungen entsetzlich! Ich schrieb natürlich tief entrüstet nach Hause und erhielt von Onkel Karl einen wahrhaft rührenden Brief, in dem er sich erbot, im Notfalle selbst zu kommen, und wenn ich es wünsche, mich abzuholen. Aber er, der das Heimweh schon als Knabe gründlich gekostet hatte, brachte mich auf den richtigen Gedanken, dass eine solche Fahnenflucht doch eines erwachsenen Menschen unwürdig erscheinen müsste. Schliesslich war ich ja nicht zum Vergnügen, sondern der Wissenschaft wegen an diesen furchtbaren Ort gelangt. Waitz und die Seinigen, zu denen ich nun auch gehörte, haben mir dazu verholfen, ^{dass} ~~meinen~~ Göttinger Erinnerungen die Goldfäden innigsten Dankes und treuesten Gedankens eingewoben sind. Vorgeblich suchte mich ein bayrischer Bekannter, der Geograph Siegmund Günther, Mitglied der Erlanger Bubenrathia, für seine kampfesfrohe Burschenschaft zu erwarmen und nahm mich zu einer Mensur auf den Rhens mit. Ich erhielt aber einen höchst abstossenden Eindruck von dem nach meiner Empfindung sehr würdelos behandelten Waffenspiel und seinen Lazarettgerüchen. Für meine Person lag es mehr als nahe, mich soviel als möglich den reichen Anregungen hinzugeben, die mir im Kreise der Waitzschüler ganz von selbst zugetragen wurden. Ein besonders enges Verhältnis ergab sich mit den beiden Balten Zöpfel und Hausmann, nachmals auch mit unserem Senior Stahl. Für die Mehrzahl der Kameraden wurden ich, der Kreuznacher Leopold Lessen und der echte Kölner Hermann Cardauns unter dem Spitznamen "Die drei Ponys" zusammengefasst. Da war noch der militärisch angehauchte feierliche Wilhelm Schum aus Briurt, Mohr, Pfäfers und andere. Endlich als Kenneipant und Teilnehmer unserer Ausflüge der Mathematiker Felix Klein, der später eine Hauptzierde des Göttinger Lehrkörpers werden sollte. Wir pflegten die landesüblichen Einladungen zum Kaffee auf der Brücke,

setzten uns auf gemietete Kirschbäume, um sie abzuweiden, feierten Zusammenkünfte bei saurerer Milch und zogen abends mit Gesang durch die Strassen von Münden, wo die Weser sich bildet. Es konnte sogar vorkommen, dass nach einem solchen Exzess die Seminarleute zwar in Kolleg des Meisters erschienen, aber ihre schweren Köpfe rettungslos auf die von ihnen besetzte erste Bank herabsanken. Auf die Dauer konnte aber mein Doppelverhältnis zum Seminar und zu den konnattreitenden Lüneburgern nicht Bestand haben. Bei letzteren bildeten sich meinetwegen zwei Parteien und die siegreichen Gegner setzten gegen Horstmann, Windthorst und andere meine Ausschlössung durch. Ich fühlte mich von einer Last befreit und meine Freundschaft mit Horstmann dauerte ungestört weiter bis zu seinem frühen Tode.

Noch habe ich des Familienverkehrs nicht gedacht, der mir in den Häusern meiner Lehrer gestattet wurde, vor allen natürlich bei Waitz in seiner Wohnung am Weender Tor, bei Helferich und Meissner. Waitz' zweite Frau war die Tochter eines hannöverschen Generals und er, dadurch gebunden, von den zwei Parteien, in welche die ganze Gesellschaft scharf zerfiel, die welfische zu ergreifen. Ich habe die zum Teil lächerlichen Demonstrationen (Bestreuen des ganzen Wallspaziergangs mit weissen und gelben Papierschnitzeln) miterlebt und, da ich auch im Hause des Welfenhauptlings Meissner empfohlen war, selbst den Welfenball mitgemacht und mich an dem für den nach München abgehenden Helferich veranstalteten Fackelzug beteiligt. Das wenige, was ich von militärischen Schaustellungen zu sehen bakan, erschien mir hässlich und lächerlich. Obwohl erst vor zwei Jahren die Schlacht von Königgrätz geschlagen worden war, hatte sich die alte Legende von den Preussen als blossen Paradestrappen noch nicht verloren. Von einer politischen Wandlung bei mir im kleindeutschen Sinne war jedenfalls keine Rede. Meine Doktorarbeit, aber hatte die Waitzische Visitation passiert und sollte nach wie vor nicht in Göttingen, sondern in München zum Ziel geführt werden. Auch hier zeigte sich wieder die Grosszügigkeit des Lehrers, für dessen Schüler ich doch fortan gelten wollte und sollte. Ueber meine sonstigen Göttinger Studien kann ich mich kurz fassen. Das Sanskrit wurde nachher nicht wieder aufgenommen; das Altslavische, das ich unter Leitung Leckins noch anschloss, nicht weiter ver-

folgt. Es war sehr unklug, dass ich diese Gelegenheit nicht lieber zum Erlernen des Russischen verwandte, das in Zukunft für jeden neueren Historiker unerlässlich sein wird. Einen Anfang mit Nationalökonomie, aber nur einen Anfang, hatte ich im Wintersemester mit Helferichs Vorlesung gemacht, worauf ich aber auch nicht weiterbarte. Für die künstlerische Seite meiner Interessen boten die archäologischen Übungen des alten Wieseler, an denen ich fleissig teilnahm, nicht eben viel. Und die beiden Kollegien, die für mein Examen in Betracht kamen, hatte ich geschwindet. Der Altphilologe Sauppe schreckte mich sofort durch tödliche Langeweile ab, der berühmte Philosoph Lotze aber durch die allem grosse Formvollendung seines mir unerträglich glatten Vortrags. Aber ein Zug zur Philosophie war überhaupt in einer Zeit, die sie gänzlich überwunden zu haben glaubte, ein sehr geringer. Ich freute mich, dass man nicht mehr wie früher auf das Exersitium der Hegelschen Begriffsbewegung eingestellt sein musste, und überliess alles weitere allzu vertrauensvoll dem eigenen Studium.

Eine meiner schönsten Erinnerungen ist die Pfingsttour durch den ganzen Thüringer Wald, die ich in Empörung gegen den mir zudiktierten Ausflug mit einem langweiligen Lüneburger mit Zöpfel und Hamsmann unternahm. Eine solche Pracht des deutschen Waldes hatte ich bisher kaum in einzelnen Regionen des Gebirges kennen gelernt; zumal der Blick vom Trippstein bei Schwarzburg tauchte in ein förmliches Waldmeer. Auch Weimar wurde natürlich mitgenommen und vor allem Eisenach mit der Wartburg. Es waren ein paar wirklich ideale Wochen reiner Lebensfreude. Noch muss ich aber einiger Waitzschüler gedenken, die zwar gleichzeitig mit mir, aber nicht in meiner Abteilung die Übungen durchmachten. Hier lernte ich meinen lieben Freund Viktor Bayer aus Prag kennen, mit dem mich dann das Zusammensein in München und Barchtasgaden besonders nahe brachte; hier den lebenswürdigen Theologen Karl Sell, der nach Jahrzehnten mein Kollege an der Bonner Universität werden sollte. Auch Georg Dehio gehört in diese Gruppe. Eine Reihe von diesen Göttingern siedelte zunächst nach München über und verstärkte in angenehmer Weise meinen dortigen Freundeskreis, so vor allem der blinde Hamburger Historiker Oskar Grund, der auch in meinem Elternhause verkehrte, so Wilhelm Steudtner, trotz

mancher kleiner Schwachen des reichen Gardoeinjährigen ein guter Karl und tüchtiger Arbeiter. Ich hatte eine sehr wohlthuende Atmosphäre um mich, als ich daran ging, mein längst gewähltes DokortHEMA auszubauen, und der Verleger Ackermann sicherte mir den Druck der Arbeit und zugleich die kostenlose Beschaffung der Dissertationsexemplare. In übrigen war bei der Rückkehr aus Göttingen zu Hause doch nicht alles unverändert. Das Heranwachsen meiner Schwester machte mir bemerklich, dass sich nicht mehr alles um mich als Zentrum bewegen konnte wie vorher, während ich mir doch mit meinen werdenden Doktor wichtiger vorkam als je. Die Bälle und hierdurch bedingten Toilettenfragen, die gesellschaftlichen Verpflichtungen beanspruchten ein gutes Stück Zeit und Interesse. Die Frage der Verehrer und Ballsaalerfolge wurde brennend und jede Abänderung im Laufe einer Karnevalssaison schmerzlich empfunden. Der Reiz der Neuheit erhält sich auch bei dem Material von Tänzerinnen, das ein solcher Betrieb erfordert, nicht lange. Wenn die schwankenden Gestalten sich wieder und wieder zeigen, wird ihre Wirkung ganz unwillkürlich schwächer. Ich tanzte eifrig und, wie ich glaube, nicht schlecht, war aber für Lorbeeren auf diesem Felde durchaus nicht geschaffen. Leicht entflammt kam ich doch ohne wirklich tiefere Neigung oder gar Leidenschaft über diese Jahre hinweg.

Aber auch abgesehen von den leichten Zutaten des Lebens hatte sich in unserem engsten Kreise so manches sehr erasthaft geändert. Meine herrliche Mutter war eine leidende Frau geworden. Und unser häuslicher Tisch hatte einen hochbedeutenden Zuwachs erhalten in der Person des Hamburger Onkels Karls/. 1862 brachte sie ein nervenfieberartiger Zustand beinahe zum Erlöschen. Das auf Gietl's Rat aufgesuchte Bad Steben hatte sehr guten Erfolg, leider wurde die Kur nicht fortgesetzt oder rechtzeitig wiederholt. 1868 musste sie den Sommer über Bäder in Starnberger See nehmen; ich fuhr mit dem Papa immer Sonntags zu ihr hinaus. Unser häusliches Dasein und unsere Sommerfrische in Mittenwald (1869) wurde durch die Gegenwart Onkel Karls gehoben und verschönt. Lustig war es, wenn auf der Kegelbahn der Post Gäste aus dem nahen Pramonstratonskloster auftraten und die schwarzweissen Kitten bei jedem kräftigen Wurf malerisch flatterten. Oder wenn der kurz vorher ent-

thronte Herzog von Nassau, der Jagdherr von Mittenwald, ankam und mit dem ominösen Gesang begrüsst wurde: "Was stehst Du, o Mensch, mit dem düsteren Blick, und die Welt ist so schön." Onkel Karl war inzwischen auf einem nicht allgemein betratenen Wege in den geheiligten Tempelbezirk der höheren bayrischen Politik gelangt. Bekanntlich hat das Jahr 1859 eine lebhaft publizistische Bewegung hervorgerufen. Broschüren der Grossdeutschen und Kleindeutschen schossen förmlich aus dem Boden. In diesem Kampf zwar nicht der Wagnis und Gesänge, aber doch der Meinungen und Ratschläge warf sich mein Onkel mit der Veröffentlichung von zwei in historisches Gewand gesteckten Flugschriften, deren gegen die damalige preussische Politik gerichtete Spitze deutlich genug zu erkennen war. Die erste führte den Titel: "Griechenlands Befreiung durch die Römer" und führte in antiker Verkleidung eine höchst moderne Analogie mit grossem Geschick und mit der stilistischen Formbeherrschung eines richtigen Schäferenkels durch. Der Erlanger Onkel sorgte dafür, dass die Arbeit seines Neffen den Kreisen seines Ministerfreundes von der Pförtchen nicht unbekannt blieb, einen durchschlagenden literarischen Erfolg hatte freilich das Werkchen nicht aufzuweisen. Und so ging der Verfasser daran, sehr bald einen zweiten Streich folgen zu lassen. Dieser neue Angriff auf Sybel und Genossen zielte mitten in ihre Hauptverschanzung; sie behandelte den Baseler Frieden, von 1795, dessen Lob und Preis einst der Grossvater Schafer als Festredner in den höchsten Tönen gesungen hatte. Jetzt galt es, die vielversprochene Schuld der Rheinbundstaaten angesichts der gleichzeitigen preussischen Politik nach Möglichkeit zu mildern oder wenigstens nicht so unerhört erscheinen zu lassen. Diesmal glückte es, die Aufmerksamkeit des Ministers auf den vielversprechenden freiwilligen Parteiläufer der Regierung zu lenken. Das Ministerium des Königlichen Hauses und des Aeusseren leitete damals der aller Extrema abholde Freiherr von Schrenck-Notzing. Er erbat sich am 12. Dezember 1861 mehrere Auskunft über den Verfasser der beiden Broschüren, die eine so eminente Begabung bekundeten, bei dem oberbayrischen Regierungspräsidenten von Zu Rhein, unter dessen Oberleitung mein Onkel die administrative und gerichtliche Praxis erlirnt hatte. Zu Rhein erwiderte, dass Begabung machte sich in demselben Grade auch

in seinen juristischen Leistungen bemerklich, "und es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich Ew. Exzellenz versichere, an der Königlichen Regierung niemals einen so vortrefflichen, in jeder Hinsicht hervorragenden Arbeiter gehabt zu haben. Dabei ist seine politische Gesinnung rein und anantastbar wie die Neue Münchener Zeitung. Seine Bekanntschaft sowohl mit der englischen als mit der französischen Sprache, sowie sein feines Benehmen und gefälliges Aussehen würden ebenso zu einem Gesandtschaftsposten und sein imponierendes Wissen zu jedem hohen Verwaltungsposten passen." Es stimmte tatsächlich mit dieser Charakteristik überein, dass mein Onkel gleich im ersten Jahre seines Ministerialdienstes (1862) mit einer vertraulichen Sendung an die in Rom weilende Exkönigin Marie von Neapel beauftragt wurde. Die Reise in dem für Rom recht gefährlichen Hochsommer wurde gut überstanden und brachte ihm unter anderem die persönliche Bekanntschaft mit dem jungen Kardinal Hohenlohe, der ihn selbst in der Villa d'Este zu Tivoli herzuführen. Er hat aber auf seinen späteren Reisen die ewige Stadt nicht noch einmal aufgesucht, obwohl ein Stück der römischen Geschichte sich so eng mit seinem eigenen Lebenslauf verflochten hatte. Die Kollegenschaft des auswärtigen Ministeriums, in die er trat, überragte er allerdings um mehr als Haupteslänge. Es waren zum guten Teile Originale, wie sie in späteren Zeiten kaum mehr in solchen Stellungen vorgekommen wären. Der kleine fette Reichsherold Rappel, der für seinen feierlichen Umritt bei einem Thronwechsel am Sattel festgebunden werden musste, ein Ministerialrat, der einem Gamsjäger zum Verwechseln ähnlich sah und bei seinen Ausflügen den Schlüssel am Gürtel stecken liess, um den Schein einer flüchtigen Abwesenheit zu erwecken, der Spassmacher Leinfelder, der fruchtbare und sogar gedruckte Dichter Daxenberger (Karl Fernau). Es gab damals noch Beamte, die an der Türe des Ministers ganz unten am Fussboden anklopfeten, um der schuldigen Hartfurcht nichts zu vergeben. Umso stolzer nahmen sich die Insassen des hohen Hauses in ihrer hochroten Uniform an; sie konnten es dann beinahe mit der königlichen Leibgarde der Habsburger anfechten oder mit den hochgeborenen Herren von Georgi Ritterorden. Dass ich den an einem der letzteren durch den König selbst vorgenommenen Ritterschlag in der reichhaltigen Kapelle mit ansehen durfte, gehörte zum interessantesten Anschauungs-

unterricht des künftigen Historikers. Und der Professor hat ja gelegentlich auch in historischen Kostüm des Talars und Lateins eine von Alltag abste-
chende Rolle zu spielen.

Bald kamen die Monate, deren bewusstes Miterleben zu den grössten Kost-
barkeiten eines Menschendaseins zu rechnen ist. Selbst der furchtbare Druck,
unter dem wir Deutsche heute schwachten, kann diese Erinnerung von der
Eiser Depesche bis zur Kaiserproklamation nicht auslöschen. Ich machte die
aufregenden Zeiten in München mit, als die mit Unrecht sogenannten Patrioten
und ihr schmutziges Sprachrohr Dr. Sigl in seinem "Vaterland" den Kampf ge-
gen die Einigung Deutschlands aufnahmen. Ich zog mit den erregten Scharen,
die vor der preussischen Gesandtschaft Münchens wahre Gesinnung bekundeten.
Ich empfand es aber natürlich sehr bitter, als fast alle Freunde hinauszo-
gen, und ich, wegen einer meiner schwachen Augen für untauglich erklärt, zu
Hause bleiben musste. Vergebens bot ich mich mit meinem Freunde Jolly auf
dem Kriegministerium als Freiwilliger an. Hauptmann von Hörmann, der Schwa-
ger meines Onkels Wilhelm, erklärte uns, soweit seien wir noch lange nicht,
der Bedarf an Mannschaften noch für absehbare Zeit völlig gedeckt. Alles,
was ich erreichen konnte, war die Teilnahme an einem sogenannten Spitalzuge,
der nach der Schlacht von Sedan unter Führung des Münchener Geschäftsmannes
Radspieler von an die belgische Grenze abgeschickt wurde, um bayrische Ver-
wandte in die Heimat zu bringen. Ich und andere Teilnehmer waren jetzt un-
geschult und ahnungslos für das, was unser wartete. Die Hinfahrt brachte mich
zum ersten Male an den Rhein. Bei Rolandseck lagen zu Tausenden die franzö-
sischen Gefangenen, und als wir nach Aachen kamen, stieg oben der General
Wimpfen mit seiner glänzenden Umgebung von gefangenen Offizieren die Bahn-
hofstreppe herab. Nach einem kurzen Aufenthalt in der alten Krönungsstadt
ging es weiter, wobei Lüttich einer nächtlichen Besichtigung unterzogen
wurde. Wir hielten in Libramont an der französischen Grenze. Am nächsten
Tage ging ich allein zu Fuss die nach Sedan führende Strasse entlang kurze
Zeit von einem preussischen & Trainesoldaten gefahren. Da zeigten sich Leito-
wagen mit Verwundeten, lauter Bayern. Der Jubel der Leute, als ich sie be-
grüsste und auf Verlangen zu ihnen anstieg, war wirklich ergreifend. Als

sie dann die bayrischen Transportwagen sahen, fühlten sie sich schon halb zu Hause. Aber die Weiterfahrt wurde schwer und schwerer. Unser medizinischer Führer, der berühmte Dichter Hermann Lingg, hatte seine militärärztliche Praxis längst hinter sich und war angesichts eines Verblutenden ganz ratlos. Ich mühte mich den schweren Leuten die unentbehrlichste Hilfe zu leisten, war aber auf die Handhabung von Bettgeschüssen und dergleichen nicht eingeübt. Der fade Blutgeruch ging mir nachher ein paar Wochen lang nicht aus der Nase. Ich meldete mich später noch einmal, wurde aber nicht mehr angenommen. Unser xx Landaufenthalt beschränkte sich in diesem Herbst auf ein paar Wochen in Feldafing, wo ja Ströhl's ihre Villa besaßen. Ich machte mit Moritz einen Gang nach Andechs. Ein paar interessante Karten, die mir Adolf aus dem Felde schickte, hatte ich dem Sehnigen übersandt. Sie waren aber unterwegs wohl der Neugier eines Postmenschen zum Opfer gefallen. -
